

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 42 (1964-1965)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:
Toni Lienhard / Barbara Risch (Uni)
Beat Glatthaar / Martin Lerch (Poly)

Universitätstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30
Auflage 12 000
Redaktionsschluss Nr. 1: 25. April 1965

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telefon 23 83 63

Sind wir am Vergreisen?

Eine wichtige Abstimmung steht uns bevor. Es soll über das Konjunkturprogramm entschieden werden. Es ist in Schlagworten allgemein bekannt, worum es geht. Aber wenn ist aus fundierter Überzeugung klar, ob er ja oder nein stimmen muss? Es ist wieder einmal eine Abstimmung, die grosse Kenntnis der Materie verlangt, wie sie ganz sicher bei den meisten Stimmbürgern nicht vorausgesetzt werden kann.

Man kann sich selbstverständlich informieren, beispielsweise die vielen Zeitungsartikel lesen, die jetzt bereits publiziert werden. Man wird jedoch bald erkennen, dass sie selten objektiv sind. Was heisst aber »objektiv« in diesem Zusammenhang? Es geht um Massnahmen zum Wohl des ganzen Landes. Und hier liegt natürlich der Haken. Jeder Verfasser solcher Artikel identifiziert sein Wohl, das seines Verbandes oder irgendeiner anderen Interessengruppe mit dem Gesamtwohl. Vielleicht im besten Glauben, dass es so sei...

Es wäre natürlich besser gewesen, wenn freiwillige Methoden zum Ziel, zu einer der Möglichkeiten unseres Landes entsprechenden Wirtschaft geführt hätten. Man hat viel davon gesprochen, viele Unternehmen haben mit solchen Massnahmen Reklame gemacht, aber ein Erfolg war illusorisch, da jeder vom andern freiwillige Einschränkung erwartet. Und wenn jemand willens war, sich freiwillig zu beschränken, so wird er es sicher bald wieder aufgegeben haben, wenn er entdeckte, dass unterdessen die Konkurrenz ein Geschäft machte, das er sich hat entgehen lassen.

Aber was ist nun richtig, ja oder nein? Am ehesten darf man wohl eine Ansicht glauben, die nicht aus der Schweiz, sondern aus dem Ausland kommt. Da ist beispielsweise die Studie der OECD über die wirtschaftliche Situation unseres Landes, und dort vertreten die Verfasser (Deutschland und Griechenland) die Ansicht, die vom Bundesrat vorgeschlagenen Massnahmen seien als absolutes Minimum zu betrachten.

Wie dem auch sei, unseren Kommilitoninnen jedenfalls bleibt diese Gewissensfrage erspart; dies und gewisse religiöse Ausnahmeartikel bewirken die paradoxe und beschämende Situation, dass die Schweiz der Konvention über die Menschenrechte nicht beitreten kann.

Doch nicht nur die Konjunktur gibt Probleme auf. Das Jahr 1964 hat gezeigt, dass in der Schweiz vieles nicht mehr stimmt. Seltsamerweise braucht es bei uns immer einen bestimmten Anlass, bis man irgendwelche Missstände erkennt, auch wenn sie schon zuvor sehr offensichtlich waren. Es genügt die Aufzählung der wichtigsten grossen Probleme, um zu erkennen, dass man ebenso gut von einer inneren Krise der Schweiz sprechen könnte. Im Zusammenhang mit der Konjunktur steht der Abbau der Zahl an Fremdarbeitern. Es ist nicht leicht, diese dienstbaren Geister, die man gerufen hat, wieder loszuwerden. Es ist eine der bitteren Konsequenzen der hemmungslosen und kurzfristigen wirtschaftlichen Expansion, die sich jetzt voll auszuwirken beginnt. Das Schauspiel mit der Ratifizierung des Einwanderungsabkommens mit Italien, Manifestationen des Fremdenhasses und das, was sich dieser Tage an den südlichen Grenzstellen abspielt, wo Hunderte von Italienern zurückgeschickt werden müssen, sind nicht erhebelnd und zeigen, dass man nicht gewillt ist, schon früher hätte wissen müssen, dass es eines Tages so sein wird.

Weiter die Mirage-Geschichte, die nicht nur sehr viel Geld kostet und die Schlagkraft sowie das Ansehen der Armee beeinträchtigt, sondern auch gezeigt hat, dass unsere Institutionen nicht mehr richtig funktionieren. In der Struktur und Organisation der Verwaltung bestehen offensichtliche Mängel, das Parlament muss gestärkt werden, und auch der Föderalismus ist schwer angeschlagen.

Es hat sich erwiesen, dass er bei der Durchführung nationaler Aufgaben ein Hindernis ist.

Der Nationalstrassenbau, der so unglaublich viel mehr kosten soll als vorgesehen, wird durch die Konjunkturmassnahmen stark verlangsamt und noch mehr verteuert (vielleicht musste ganz plötzlich eingestellt werden, und später kosten die Strassen ja noch mehr). Ausserdem bewirken die Aufspaltung in Bauplätze in jedem Kanton und Kantonli sowie die mangelnde Koordination zwischen ihnen, dass mit einer wirklichen Verbesserung unserer Verkehrsverhältnisse noch auf Jahre hinaus nicht gerechnet werden kann. Auch die so verheerende Gewässerverschmutzung wird von den Kantonen ganz unterschiedlich bekämpft, nach Lust und Laune und nach dem Geld, das man gerade dafür erübrigen kann. Weiter zeigte sich, dass die Schweiz ganz erheblich mehr Anstrengungen unternehmen muss im Ausbau der Hochschulen und in der Nachwuchsförderung, um in Forschung und Wirtschaft weiterhin mithalten zu können. Der Anteil des Volkseinkommens, der für Bildung und Forschung aufgewendet wird, ist lächerlich gering und steht in der Statistik der Länder ganz weit hinten.

Diese wenig erhebbende Aufzählung könnte fortgesetzt werden. Zweifelloso werden uns diese Probleme in der nächsten Zukunft schwer zu schaffen machen. Vorläufig allerdings geht es uns noch gut, zu gut; wir leben über unsere Verhältnisse. Die zunehmend unausgeglichene Handelsbilanz und die stark inflationäre Tendenz unseres früher so sprichwörtlich stabilen Franks sind deutliche Symptome.

Da ist noch anderes. Die folgenden Beispiele sollen es illustrieren. Les Rangiers, der Vorfall liegt schon weit zurück (weniger weit jedoch als das Jura-Problem von einer Lösung). Bemerkenswert war die damalige Reaktion: Man war indigniert, man empörte sich, man verlangte Untersuchungen und Massnahmen und ergriff Repressalien, kurz: der Vorfall wurde als ungeheuerlich dargestellt. Andererseits aber findet es bei uns kein Mensch abnormal, wenn z.B. in einem Nachbarland ein Minister ausgepöfft wird.

Oder dann das permanente Unbehagen über die Existenz einer Schweizer Boulevardpresse, womit allerdings immer das gleiche Blatt anvisiert wird. Dabei erzielen ähnliche und meistens noch schlechtere Ergebnisse in Ländern wie England, Deutschland, Schweden, Österreich, ja wahrscheinlich überhaupt überall Millionenauflagen. Aber eben, so ein Blatt in der Schweiz, es stellt das Weltbild manches braven Mitbürgers ernstlich in Frage. Aber was lesen denn die Leser des »Blicks« früher? Etwa den »Bund«, die »Weltwoche« oder irgendeinen Anzeiger oder Landboten? Kaum, die Koske verkauften früher einfach mehr ausländische Blätter.

Aber eben, aus dem, was sich im Ausland abspielt, dürfen keinesfalls irgendwelche Schlüsse auf unsere spezifisch schweizerischen Verhältnisse gezogen werden. Unsere Frauen sind politisch unreif, unsere so vorbildliche, immer objektive und seriöse Presse lässt es nicht zu, dass daneben noch eine Konkurrenz mit weniger hohem Niveau existiert, ein Kampfplugszeug muss für uns noch teuerste Modifikationen über sich ergehen lassen, bis nur noch bestenfalls 57% von der ursprünglich vorgesehenen Menge fliegen werden.

So kommt es, dass unsere aus Chauvinismus, Perfektionismus, Trägheit, Bequemlichkeit, Kurzsichtigkeit, Konservatismus, sehr viel Ueberheblichkeit und Selbstzufriedenheit und natürlich auch noch einigen guten Eigenschaften (aber die muss man eigentlich voraussetzen) gemischte Mentalität uns dazu führt, dass wir von grossen Problemen überrascht werden.

Aber wie steht es mit uns Studenten? Sind wir anders oder auch schon am Vergreisen? Ich behaupte, auch wir sind bereits integrierender Bestandteil der Wohlstandsgesellschaft, noch nicht materiell meistens, aber doch ideell. Und das ist eigentlich schade.

Ich möchte nicht vorschlagen, dass wir häufig demonstrieren (obwohl eine Demonstration wie z.B. jene der Woko ab und zu nötig wäre) und Krawalle veranstalten, oder statt studieren politisieren. Mit dem Konformismus und der Interesselosigkeit der Kommilitonen an ihren eigenen Problemen sich abzufinden ist erste Aufgabe jedes Studentenfunktionärs. Es zeigt sich in den Räten, wo getreu nach Parkinson über Kleinigkeiten viel und dumm geredet wird, Ausgabepöbchen von wenigen Franken zu Grundsatzfragen erhoben werden, andererseits aber grosse Rechnungen anstandslos genehmigt werden.

Oder was einem Mitarbeiter einer Studentenzeitung häufig passiert: Wenn ihm ein lieber Kommilitone versichert, wie schlecht die Zeitung wieder geworden sei, erhält er keine Antwort auf seine Gegenfrage: Hast du die Zeitung gelesen? Was genau ist schlecht? Würdest du bitte auch einmal etwas schreiben!

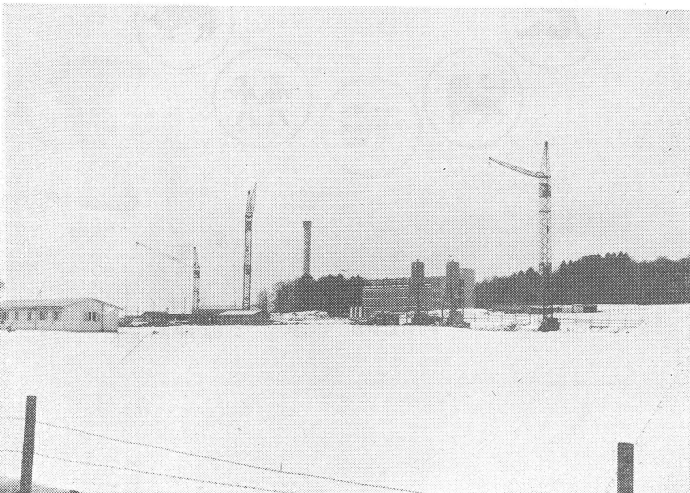
Aus diesen Ausführungen tönt resignierte Kritik. Zugeben, was aber rechtfertigt Optimismus? BG



Halbierung eines Zeichnungsaals gibt, grosszügig aufgerundet, zwei Zeichnungsaäle.



Hinter dem Triumphbogen der Chemie ein neues Institut: Laboratorium für molekulare Biologie.



Hingegen: Winterliche Weite und Leere auf dem Hängberg. Ganz hinten ein Physikgebäude, vorne links eine der Baracken für Studenten.



Der Fingerzeig

Der Kampf der Giganten

Dank den Konjunkturdämpfungsmassnahmen dürfen keine neuen Assistentenstellen geschaffen werden, was ja ganz im Sinne des Berichtes Labhardt ist.

Welche der beiden Tendenzen wohl siegreich bleiben wird; die Konjunkturdämpfung oder die Hochschulförderung?

Sachen und Privatsachen, Notizen aus dem Standort Schweiz von Markus Kutter, folgen ausnahmsweise erst auf Seite 3.

Die Geschichte von der einsamen Klarinette

Nicht dass Jakob besonders gut Klarinette gespielt hätte. Immerhin kannte er die Vorzeichen und improvisierte den Blues ganz leidlich in C. Und fünf Minuten täglich gab er sich dem Klari-nettenspiel hin. Eugen hingegen hatte seit Jahren sein Akkordeon kaum mehr angerührt, und als er es eines Tages unter einem Stoss verblichener Mit-telschulhefte wiederentdeckte, es von seiner ver-staubten Hülle befreite und vehement in die vergilb-ten Tasten griff, da stellte er fest, dass fünf Töne nicht mehr gingen und fünf weitere – zur War-ung eines wohlausegezeichneten Mittelwertes – nicht mehr zum Schweigen zu bringen waren. Nichtsdestoweniger versuchte er sich in Silber-fäden und war ob der Musikalität seiner Darbie-tung überrascht.

Semester kamen und gingen. Vordiplome und Polybälle vermochten nur wenig Abwechslung in die Eintönigkeit des Studienablaufs zu bringen, und hätte Jakob nicht täglich fünf Minuten Blues in C improvisiert und Eugen fünf Minuten Silber-fäden geübt, so wäre es beiden wohl kaum gelun-gen, das tief in ihnen verborgene letzte Fünkchen Idealismus am Erlöschen zu hindern. Jakob wurde Assistent, Eugen rutschte ins siebente Semester, beide lebten sie recht zufrieden und ohne grosse Ausschläge der Lebensamplitude nach oben oder nach unten, und unter der Macht der Gewohnheit vergassen sie mit der Zeit, dass sie ein klein bisschen unter studentischer Vereinsamung litten. Bis Jakob eines Tages von der Kulturkommission des VSETH hörte, sich, einem an sich ungewohn-ten Anfluge von Spontaneität folgend, mit ihr in Verbindung setzte und durch ihre Vermittlung Eugen kennenlernte. Seitdem hat sich in beider Leben viel geändert. Allwöchentlich kommen sie ein- oder zweimal zusammen, haben noch einen bassspielenden Vordiplomanden ausfindig ge-macht, und dann üben sie im stillen Keller Polka, Ländler und Marsch, werden meistens gegen Mit-ternacht ein wenig tiefsinnig und finden, im Grunde sei's doch ganz lustig, Student, Vordiplomand und Assistent zu sein. –

Seit einiger Zeit ist viel davon die Rede, dass sich unter den Studenten der ETH ein gewisses Unbehagen breitmache. Es bestehe die Gefahr, so geht das Gerücht, dass anstelle von Akademikern kulturelle Barbaren und statt verantwortungs-bewusster Persönlichkeiten lediglich mehr oder weniger mathematisch versierte Fachidioten aus-gebildet würden, dass der Polystudent seelisch verwildere und kulturell verkümmere, dass er einer grenzenlosen Vereinsamung anheimfalle und sich zusehends zum völlig asozialen Wesen ent-

wicke. Die einen schieben die Schuld voll und ganz der Hochschule in die Schuhe, Schlagworte wie Ueberlastung der Studenten, Uebervölkerung der Hörsäle, mangelnde Kontaktbereitschaft vieler Professoren, Ueberalterung des Ausbildungssystems werden genannt, andere greifen den Studenten selber an, werfen ihm mangelnde Initiative, Interesslosigkeit, geistige Trägheit und was der Dinge mehr sind vor und verkünden, dass – bevor man an eine Reorganisation der Schule denke – man den Studenten reformieren müsse. Nun, wir wollen hier weder Für noch Wider dieser Theorien erörtern, sondern lediglich festhalten, dass ein Unbehagen zweifellos vorhanden ist. Zwei Pro-bleme scheinen vor allem einer Lösung zu bedür-fen. Der Präsident des VSETH, Stöffy Erhardt, hat sie am letzten DC, anlässlich seiner lebhaften Befürwortung der Bildung einer Kulturkommission des VSETH, folgendermassen formuliert: 1. Aktivie-rung des studentischen Gemeinschaftsgefühls auf praktischer Ebene und 2. Freilegung von Zeit zur Förderung der Kultur und der Muse, um die Per-sönlichkeit zu formen. Die Gründung dieser un-strittenen Kulturkommission ist damals mit grossem Mehr beschlossen worden, und ihre Aufgabe wird es sein, einen kleinen Beitrag zur Lösung besagter Probleme zu leisten.

Vielleicht ist der Name der Kommission nicht ganz so glücklich gewählt worden. Kulturkommis-sion, das klingt so ein bisschen nach erzwingenem Schöngestirntum und organisiertem Hölderlin, nach Institutionalisierung eines zarten Gebildes, das ganz von selbst gedeihen müsste: es liegt auf der Hand, dass die Kultur in keiner Weise Tünnelplatz gewandter Manager und versierter Funk-tionäre sein soll. Nein, beflissene Organisatoren, die mit den Tricks moderner Propaganda dem Studenten Kultur aufzwingen wollen oder die die Kultur als Treppe einer gesellschaftlichen Karriere zu benutzen gedenken, das sind wir Kulturkom-missionsmitglieder nicht. Vielmehr sind wir beschei-dene Idealisten, die der Ueberzeugung sind, dass am Poly dieses und jenes Talentchen schlummert, dieses und jenes Orchesterchen existiert und dass man sauglatte und gemütliche Dingerchen drehen könnte, wenn es gelänge, diese latenten Talente ein bisschen zu aktivieren. So soll nicht etwa die Propagierung von Theater- oder Konzertbesuchen unser erstes Anliegen sein, sondern die Förderung der aktiven Betätigung auf irgendeinem Gebiete der Kultur. Wir werden uns genauso intensiv be-mühen, dem Ländlerorchester von Eugen und Jakob einen Proberaum ausfindig zu machen, wie wir versuchen werden, für drei nicht unbedingt

virtuose, um so mehr aber begeisterte Musikanten den fehlenden Violinisten zu suchen; Lyriker, die irgendwann mal gerne Gedichte vorlesen und zur Diskussion stellen, finden bei uns ein genauso offenes Ohr wie mutige Leute, die sich an die Gründung eines Cabarets wagen möchten. (War-um nicht wieder einmal ein Studentencabaret am Polyball?)

Ein erster kleiner Anlass, den wir angeregt ha-ben, ist der Jazz- und Lyrik-Abend vom 11. Fe-bruar im Schlüsselloch, an dem eine kleine Stu-dentenband spielt, die vom Jazzfestival her recht bekannt ist, und an dem ein Student Lyrik von drei, vier Uni- und Polystudenten liest. Wir wissen durchaus, dass solche Anlässe experimentellen Charakter haben; aber das tut nichts, denn wir können uns nichts Besseres wünschen, als dass dadurch eine Diskussion entfacht wird und die passiven Zuhörer aktiviert werden. Ferner geden-ken wir im nächsten Semester eine Fotoausstel-lung durchzuführen (eine detaillierte Anzeige fin-det sich in dieser Nummer) und einen kleinen literarischen Wettbewerb auszuschreiben. Unser Hauptanliegen aber, das uns dauernd und fern vom Lichte der studentischen Öffentlichkeit be-schäftigt, ist es, bestehende kulturelle Gruppen zu unterstützen und die Gründung neuer anzuregen oder zu ermöglichen. Hierin sind wir ganz wesent-lich auf *deine* Mithilfe, lieber Student, angewiesen. Wir brauchen deine Ideen, wir brauchen dein Talent, und wenn du irgendwo und irgendwie mitmachen willst, dann werden wir uns bemühen, dich mit Gleichgesinnten bekannt zu machen. Und glaube nicht, dass du ein Genie zu sein brauchst, du brauchst nur eines: ein bisschen Idealismus und vielleicht noch ein bisschen die Fähigkeit, dich zu freuen. Wenn du dich also für ein kleines Studententheater interessierst, wenn du Kame-raden für ein Streichquartett, eine Dixielandband, ein Ländlerorchester oder eine Guggemusik suchst, wenn du denkst, dass ein vielleicht zwei- oder dreitägiges Seminar über ein weltanschau-liches Problem interessant wäre, wenn du irgend-eine Idee oder Anregung hast – und sei sie auch noch so abwegig –, dann wende dich bitte an uns! Ob du nun eines unserer Mitglieder im Studenten-heim anrempelst oder ob du ein Manuskript der Sekretärin des VSETH (Sekretariat Tannenstrasse 11) abgibst, ob du einen schmierigen Zettel an ebendenselben Ort in den Briefkasten wirfst oder ob du's mit einem Megaphon von des Polys Zinne brüllst, ist einerlei. Wichtig ist lediglich, dass wir auf dich zählen dürfen.

Folgende Leute sind als Mitglieder der Kultur-kommission vorläufig eingesetzt worden: Frederik Grever, IV/5, Präsident (VPK des VSETH); Ingo Berninger, VIII/5; Ulrich Häfeli, II/Ass.; Walter Land, IV/1; Urs Ritschard, II/5; Kaspar Villiger IIIA/7.

Für die Kulturkommission: Kaspar Villiger

die koch-nische

Während der Fasnachtszeit sind die

Schenkeli

beinahe obligatorisch. Eine schöne Menge erhält man davon nach folgendem Rezept:

500 g Mehl, 300 g Zucker, 140 g Butter, 4 Eier, 3–4 Löffel Rahm, eine abgeriebene Zitronenschale, 2 Löffel Kirsch, Salz.

Die Zutaten werden vermischt, der Teig gut geknetet und eine Zeitlang stehengelassen. Aus der Teigmasse formt man fingerlange, nicht zu dicke Schenkeli und bäckt sie langsam in heissem Fett. Die Pfanne sollte man während des Backens hie und da abheben, damit sie auch inwendig gut ausbacken.

BR

Photoausstellung

Die Kulturkommission führt im Namen des VSETH im Sommersemester 1965 eine Fotoausstellung durch. Das Thema, auf das du dich mit deiner Kamera stürzen sollst, lautet:

Der Student

Beschränke dich dabei auf fünf Bilder, die das Format A4 nicht überschreiten sollten. Letzter Einsendetermin: 22. Mai 1965.

Ort: Sekretariat des VSETH, Tannenstrasse 11. Absender nicht vergessen.

Die zehn besten Fotos werden prämiert. Als unaufgebaute Jury funktioniert die Kulturkommission des VSETH.

Horoskope - Ja oder Nein?



Wann sind die Glücks- und wann die schwarzen Tage für Sie? Ein Glückstag ist bestimmt jenes Datum, an welchem Sie zu PHILIPS stossen. PHILIPS-Schweiz ist ein bedeutendes Unternehmen

der Elektrotechnischen Branche; unsere Produkte geniessen Weltruf. Die Entwicklung auf allen Gebieten nimmt immer mehr zu. Es gibt deshalb unzählige Möglichkeiten, seine Kenntnisse –

kommerzieller oder technischer Art – in der PHILIPS-Familie nutzbringend für beide Teile einzusetzen. Schreiben Sie uns – vielleicht wird es Ihr Glückstag!

PHILIPS

Philips AG, Personalabtl.
Edenstr. 20, 8027 Zürich
Tel. 051/256810



«Coca-Cola» für fröhliche Menschen!

Wo fröhliche Leute zusammenkommen, da ist «Coca-Cola» ein gern gesehener Gast. Köstlich prickelndes «Coca-Cola» erfrischt so herrlich. Es ist das Lieblingsgetränk aller, die jung sind und jung bleiben wollen.



Refresco AG Zürich
Konsolidierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Aus der kommunistischen Welt

Im vergangenen Jahr sind in den Oststaaten Erscheinungen offen zu Tage getreten, die zeigen, dass die kommunistischen Länder heute in einer interessanten Entwicklungsphase stecken. Vergleicht man die Richtung, in der diese Entwicklung fortschreitet, und die Ziele und Auffassungen der alten Revolutionäre, so könnte man sagen, die offensichtliche Diskrepanz sei ein Zeichen des Zerfalls und der Auflösung. Von den betroffenen Völkern aus betrachtet mag dies alles vielleicht eher einen Fortschritt, einen Aufbruch in eine neue Zeit besseren Lebens bedeuten. Das grösste Aufsehen erregte die Absetzung Chruschtschows.

Jugendorganisationen als Ausgangsbasis zur Macht

Kurz nach dem Ausscheiden Chruschtschows aus der Regierung gelang Alexander Nikolajewitsch Scheljepin der Eintritt ins Präsidium des Zentralkomitees der KPdSU. Den Grundstein zu seiner politischen Karriere legte er durch seine organisatorischen Leistungen in nationalen und internationalen Jugendverbänden. Seine Laufbahn begann als Instruktor, Abteilungsleiter und Agitator bei der Moskauer Sektion des »Komsomol« (= Allsowjetischer Leninischer Kommunistischer Verband der Jugend). Ab 1943 war er volle 9 Jahre Sekretär des Zentralkomitees dieses Jugendverbandes. Im Jahre 1949 wurde er zum Stellvertretenden Vorsitzenden des Exekutivkomitees der allseits bekannten IUS (= International Union of Students) ernannt. Hierbei ist die Tatsache bezeichnend, dass er damals bereits 31 Jahre alt und längst nicht mehr Student war, wie ja übrigens auch der langjährige Vorsitzende des IUS ein über 30 Jahre altes Mitglied der tschechischen Kommunistischen Partei war, der die Bezeichnung »Student« ebensowenig verdiente wie Scheljepin. Es sei mir hier die Frage gestattet, was sich gewisse Schweizer Kommilitonen für Vorteile von einer Akzeptierung der IUS und einem Beitritt des VSS zu dieser Organisation versprechen, die eindeutig kommunistische Tendenz hat und von Leuten gelenkt wird, die ihre Position in dessen Führungskreisen mehr ihrer Eigenschaft als treuen Parteigängern denn als Studenten verdanken!

Im Jahre 1952 wurde Scheljepin zum Ersten Sekretär des Zentralkomitees des Komsomol befördert. Als dann wurde ihm das Amt eines Stellvertretenden Vorsitzenden des »World Federation of Democratic Youth«, deren Praktiken allerdings alles andere als demokratisch waren, übertragen. Von diesem moskauhörigen Verband wurde Scheljepin mit der Organisation der verschiedenen

Daneben liessen aber auch andere Meldungen aufhorchen, die nicht weniger bedeutsam sind: Die Forderung nach mehr Kandidaten bei Wahlen in der Sowjetunion; die Propagierung des Profitsystems in der Wirtschaft durch Prof. Liebermann aus Charkow; die scharfe Kritik am Comecon durch Ungarns Regierungschef Kadar; Togliattis Testament; der starke Drang zu wirtschaftlicher und politischer Selbständigkeit in Rumänien usw. usw. Wir wollen hier unsere Aufmerksamkeit in erster Linie den Dingen widmen, die uns Studenten besonders interessieren können.

»Weltjugendfestspiele« betraut. Diese Festivals waren bekanntlich äusserst geschickt aufgebaut, wobei die Teilnehmer mit grandiosen Massenkombinationen, mit farbenprächtigen Umzügen und dergleichen beeinflusst wurden. Wie demokratisch es dann allerdings bei den politischen »Diskussionen« zugeht, darüber wissen die Teilnehmer der schweizerischen Aktion »Wahret die Freiheit« ein Liedlein zu singen.

Nach seiner verdienstvollen Tätigkeit in den verschiedensten Jugendverbänden wechselte Scheljepin hinüber zum Geheimdienst, dessen Chef er schliesslich wurde, von wo er nun zur obersten Parteispitze aufstieg.

Italienische Studenten solidarisch mit ihren Kommilitonen in Prag

Am 1. Mai des letzten Jahres demonstrierten etwa 4000 Studenten der Karlsuniversität im Kinslypark von Prag gegen die Lebens- und Studienbedingungen in der Tschechoslowakei. Diese (wie auch eine andere) Kundgebung auf dem Venceslavplatz wurde von der Polizei gewaltsam aufgelöst, wobei 31 junge Leute verhaftet und ihre Führer der Störung der öffentlichen Ordnung angeklagt wurden.

Die nationale Studentenunion Italiens, UNURI, hat nun durch die italienische Presse folgende Erklärung abgegeben:

»Die UNURI verurteilt die Polizei der Tschechoslowakei wegen der gewaltsamen Unterdrückung der Kundgebung der heldenhaften Prager Studenten, die nur versuchten, ihrem Verlangen nach besseren Lebensbedingungen und grösserer akademischer Freiheit Ausdruck zu geben. Die Polizei hat den Studenten das fundamentale Recht auf Freiheit verweigert. Ohne diese Freiheiten können

die Studentenverbände nicht die unerlässliche Rolle spielen, die ihnen in der Entwicklung der Gesellschaft zukommt. Die UNURI erklärt die totale Solidarität der italienischen Studenten mit den Prager Kommilitonen und drückt dabei auch ihre Sympathie für alle Studenten und jungen Leute aus, die in ihrer Heimat aktiv und ohne äussere Hilfe für die Vermehrung der Freiheit und die Stärkung resp. Wiedereinführung der Demokratie kämpfen.«

Aufstand der Studenten in Tibet

Seit im Jahre 1951 Tibet von den Chinesen besetzt wurde, geht der Genozid an diesem eigenständigen Volk unaufhörlich weiter. Es liegen fast ungläubliche Berichte vor, wonach tibetische Männer zu Tausenden kastriert wurden und die tibetischen Mädchen und Frauen gezwungen werden, mit chinesischen Soldaten zu heiraten. Wer sich den Anordnungen der chinesischen Militärverwaltung widersetzt, wird erbarmungslos getötet oder in ein Konzentrationslager gesteckt, was einem tempierten Tod gleichkommt. Und doch gelangen immer wieder Berichte von Revolten und Aufständen über den Himalaja, die beweisen, wie heldenhaft sich dieses Bergvolk gegen die Ausrottung wehrt.

Letztes Jahr haben sich nun auch die Studenten von Lhasa, der Hauptstadt Tibets, gegen die fremde Terrorherrschaft erhoben. Mehrere tausend Studenten sollen demonstrierend durch die Strassen gezogen sein und auf ihrem Weg Büros und Läden chinesenfreundlicher Händler in Brand gesteckt haben. Unnötig zu sagen, dass auch diese Störung der öffentlichen Ordnung von der Polizei radikal unterdrückt wurde.

Der chinesisch-sowjetische Konflikt und die Studenten

Wie die verschiedensten Vorkommnisse bestätigen, wird der Konflikt China-Sowjetunion nun auf allen Ebenen geführt. Nicht zuletzt geht es im Moment darum, eine möglichst grosse Gefolgschaft für eine kommende Auseinandersetzung zu mobilisieren. Für die Erzielung dieser Zwecke scheinen sich Studentenorganisationen besonderer Beliebtheit zu erfreuen, wie folgendes zeigt:

Für dieses Jahr hat Peking einen afro-asiatischen Jugendkongress in Djakarta organisiert, was nun allerdings bei der IUS kein besonderes Gefallen erregte. Mit allen Mitteln wehrte sich die unter dem Einfluss Moskaus stehende IUS gegen die Abhaltung einer derartigen Konferenz. Schliesslich fiel den masgebenden IUSlern nichts Besseres mehr ein, als selber eine panafrikanische Studentenorganisation zu gründen. Diese Gründung erfolgte im August 1964 in Nairobi. Hauptstadt ist Alger. Es nehmen daran 28 afrikanische Studentenverbände teil, wogegen das schwarze Afrika nur durch einen einzigen Verband (Kenya)

vertreten ist! Bei der Gründung wurden die gemässigten Elemente auf geradezu klassische Weise ausgespielt:

Die Einladung erfolgte durch die IUS, die auch die Reisespesen im voraus vergütete. Sechs gemässigte Vertretungen erhielten diese Spesenvergütung mit beabsichtigter Verspätung, so dass ihnen eine Teilnahme nicht mehr möglich war. Die anfänglich gemässigten Statuten wurden abgeändert und präsentieren sich nun als Kampfpamphlet gegen die Nato und den Imperialismus. Wieweit damit die Sprengung des chinesisch gelenkten afroasiatischen Studentenverbandes geglückt ist, wird die Zukunft zeigen. Weiterhin wird aber paradoxerweise in fast allen kommunistischen Staaten die Gründung nationaler Verbände der farbigen Studenten strikte verboten. Kürzlich hat auch Kuba seine ca. 400 Studenten aus einem osteuropäischen Land zurückbeordert, weil ihnen jede organisierte Tätigkeit, insbesondere die Begehung nationaler Feiertage verboten wurde.

Zehn Gebote der Liebe von Mao Tse-tung

Kurz bevor der Frühling seine Wirkung zu tun beginnt, seien allen sittlich gefährdeten Kommilitonen und Kommilitonen die »10 Gebote der Liebe« unseres zeitgenössischen Schriftstellers und Poeten Mao Tse-tung in Erinnerung gerufen, die in einer Peking Frauenzeitschrift erschienen sind.

1. Die Liebe ist eine psychische Tätigkeit, die nur Zeit- und Energieverschwendung zur Folge hat.
2. Ein gesunder junger Mann braucht revolutionäre Empfindungen und nicht morbide Gefühle, wie sie bei der Bourgeoisie so beliebt sind.
3. Mit dem oder der Geliebten im Park oder auf der Strasse spazierenzugehen ist ein Zeichen von ekelhafter Geschmacklosigkeit.
4. Das Kokettieren hat nicht nur keinen Zweck, sondern ist auch gefährlich.
5. Gespräche über die Liebe sind zwecklos. Viel besser ist es, die Probleme der Gesellschaftsentwicklung zu diskutieren.
6. Heiraten heisst in erster Linie, mit einem guten revolutionären Partner eine Verbindung einzugehen.
7. Gutes Einvernehmen ist bedingt durch die Identität der politischen Ansichten.
8. Wahre Liebe kann es nur innerhalb der Partei geben.
9. Sich in reifem Alter zu verlieben ist ein Zeichen von Schwachsinn und Dünkel.
10. Statt seine Zeit mit Liebelieben, Wimmern, Gurren und Stöhnen zu vergeuden, ist es viel klüger, Fliegen totzuschlagen. Die beste Freizeitbeschäftigung der Jugend ist die Bekämpfung schädlicher Insekten.

Der Informationsbeauftragte des VSETH für Ostfragen: Carlo von Ah

Markus Kutter

Sachen und Privatsachen

Notizen aus dem Standort Schweiz

Copyright by Walter-Verlag, Olten

Was ist der Sinn des Lebens?

Aus der Zeit, da ich mit zwanzig Jahren in Paris studierte, kenne ich Théo C., Professor an einem naturwissenschaftlichen Institut. Er ist Elssässer von Geburt, verbringt seine Ferien mit Vorliebe in der Schweiz und hat Verwandte in Basel. Auf der Durchreise kommt er uns meistens besuchen. Ich kenne niemanden, der die Kunst des Gesprächs besser beherrscht. An einem seiner letzten Besuche gab er ein Aperçu, das mir besonders in Erinnerung blieb. Er sagte, das Leben habe einen Zweck, stelle eine eindeutige Aufgabe. Eine solche Einleitung macht misstrauisch, wenn man sich daran gewöhnt hat, die Gegenwart als unüberschaubar zu betrachten. Man erwartet etwas wie: Der Sinn des Lebens ist, sich selber zu bewahren. Also wie eh und je: Brotkröbchen statt Brot. Seine Antwort – er bringt sie immer mit dem Gesicht eines in die Pointen verliebten Tuschenspieler – lautete: Der Zweck des Lebens liegt in vergleichender Psychologie. Die Begründung macht die Sache schön – C. sagte: Wenn man den eigentlichen Zweck des Lebens herausfinden will, hat man nur auf das zu achten, was die Leute am meisten, am intensivsten, am unermüdetlichsten und immer wieder mit gleicher Vorliebe treiben. Was ist das? Uebereinander zu reden. Einander zu vergleichen. Sich gegenseitig zu beurteilen. Sich einzuschätzen, einander abzuschätzen, diesen oder jenen hochzuschätzen. Die Menschen wollen nichts anderes als vergleichende Psychologie treiben. Darum ist sie der Zweck des Lebens.

Noch um ein anderes Thema ging es: Ob der Mensch die Sensationen, die er erlebt, alle registriert oder nicht. Natürlich vergessen wir den grössten Teil unserer Sensationen. Die Frage aber war, ob nicht in unserem Organismus, ohne dass wir es wissen, ein Archiv sämtlicher Sensationen angelegt wird, zu dem wir in den meisten Fällen eben den Zugang nicht mehr finden. Kann ein solches Archiv angenommen werden? Wenn ja, wo verbirgt es sich? Wenn nein, woher kommt es,

dass selbst sehr flüchtige Sensationen bei entsprechender Gelegenheit wieder zum Vorschein kommen. Das Schulbeispiel: Ich fahre mit dem Auto von X nach Y. Fragt man mich eine Woche später, was ich auf diesem Weg alles gesehen habe, so erinnere ich mich an nichts, vielleicht an zwei, drei Ortsnamen. Ein Jahr später habe ich die auch vergessen, noch später weiss ich gar nicht mehr, dass ich überhaupt je in Y gewesen bin. Fünf Jahre später fahre ich wieder von X nach Y – und siehe da: plötzlich glaube ich die Strasse zu kennen. Ich kann sie, wenn ich mir dieser Tatsache bewusst werde und anhalte, zwar nicht in ihrer weiteren Fortsetzung rekonstruieren und schildern, aber ich kann mit weitgehender Sicherheit sagen: Dieses Haus stand nicht da, diese Bäume waren früher viel kleiner, der Asphaltbelag ist neu gemacht worden, von der Höhe muss man linker Hand den See sehen. Also zehre ich doch von einem verborgenen Archiv, und könnte ich mich fein genug einstellen, so müsste auch das Gedächtnis die Bücher dieses Archivs zu lesen wissen. Gleichen also die Menschen dicken, unablässig ergänzten Aktenordnungen, von denen man leider im besten Fall nur noch die Faszikel-Überschriften entziffern kann, die Seiten selber sind zusammengeklebt und nur lesbar, wenn sie irgend etwas gewaltsam die Blätter auseinanderreisst? Die präzise Antwort, ob das Archiv vollständig sei, fanden wir nicht.

Wir brauchen einander

Das andere Stichwort, das von der vergleichenden Psychologie, blieb mir darum so gut im Gedächtnis, weil es wie die ergänzende Halbkugel auf eine heimliche Ueberzeugung passte: dass man nämlich unfähig ist, ohne die Hilfe oder die Benutzung der Mitmenschen zu einem Urteil über sich selber zu gelangen. Urteil ist vielleicht nicht das richtige Wort: zu einem Gefühl für sich selber. Oder noch besser: sich als eine gewertete Grösse zu sehen. Das Bild der Börse fasziniert mich: dass nämlich die dort gehandelten Werte, die die realsten zu sein scheinen, zugleich die imaginärsten sind. Sie sind das Resultat eines consensus omnium, auch derer, die weder anbieten noch zu kaufen suchen. Jeder, der Geld hat, trägt zur Bildung der Kurse bei, sogar durch seine Passivität. Es herrscht eine ständige Abstimmung aller Stimmberechtigten (die Politik kann mit der Stimmhaltung nichts anfangen, sie muss sie ausklammern oder fiktive Werte hinter sie stellen – das ist ein ernstliches Manko, die Börse ist in dieser Beziehung als Apparat überlegen), das Resultat dieser Abstimmung wird registriert und gewinnt so einen realen Charakter.

Die Werte der Meinungen

Soweit Menschen sich übereinander unterhalten, lassen sie sich mit einer kontinuierlichen, zerstreuten Börse vergleichen. Ständig werden die gegenseitigen Bilder gehandelt. So wie an der Börse das einzelne Unternehmen kurzfristig nicht

(oder wenig) zur Kursbildung seiner eigenen Papiere tun kann, so kann die einzelne Person kurzfristig an ihrem unter den Mitmenschen zirkulierenden Werturteil wenig oder nichts ändern. Solche Kurspflege wird sogar übel vermerkt; die »Börse« reagiert negativ auf sie. Langfristig dagegen lässt sich einiges vorkehren. Zwar ändert man schwerlich den grundlegenden Charakter seiner selbst und das auf ihm beruhende Generalurteil der Leute (also gleichsam die durch die Branche bedingte Unternehmensstruktur), auch die im Spannungsfeld Sympathie-Antipathie liegende eigentliche Ausstrahlung jeder Person ändert sich selten, aber die Leistung ist eine veränderbare Grösse, das Werk – und in der Folge – der Erfolg. Den Mechanismus des Ruhms kennt man noch nicht. Es hat mich schon in der Industrie fasziniert zuzusehen, wie diese »Börse« zum Beispiel auf Beförderungen innerhalb einer Firma reagiert. Da sitzen fünf Leute in einem Büro, und zum neuen Jahr wird einer von ihnen Prokurist. Es sitzen fünf Prokuristen in ihren Büros, und an der nächsten Verwaltungsratsitzung wird einer von ihnen Vize-Direktor etc. Auch wie sich solche Vorgänge zum voraus ankündigen, wie man das zu ahnen beginnt (besonders diejenigen, die auf ihren alten Stühlen sitzen bleiben), wie langsam die Umwelt die kommende Veränderung diskontiert. Man kennt den Typ der unberechenbaren Sekretärin, die nach den Rängen nichts fragt, den Typ des alten, mit der Firma verbundenen kaufmännischen Angestellten, der sein Leben lang keine Unterschrift führen wird (weil er zum Beispiel nicht fähig ist, richtige Geschäftsbriefe zu schreiben), und der darum alle Leute um sich nur als das nimmt, was sie »rein menschlich gesprochen« sind: wie solche Personen eine Beförderung nicht anerkennen. »Den habe ich noch gekannt, als er frisch von der Universität als kleiner Dr. iur. zu uns kam – und jetzt soll ich mir imponieren lassen, nur weil er Vize-Direktor wurde?« Ein Jahr später aber hat sich auch der alte Angestellte an die Kursteigerung gewöhnt. Dauert jedoch sein Protest an, so gilt er als starrköpfig. Die Sekretärin sollte etwas mehr auf ihre Aeusserungen achten, sonst wird sie versetzt. Oder man muss diese Unberechenbaren nehmen, wie sie sind, sie haben nun einmal eine Abneigung gegen unseren neuen Abteilungsleiter und wollen sich menschlich nicht einordnen.

Schon in einer Firma sind diese Prozesse subtil, schwer begreiflich und heikel zu steuern. Dabei ist die Firma vielleicht die einfachste Organisationsform, die wir in unserem gesellschaftlichen Umkreis kennen. In ihr lesen sich Erfolg und Anerkennung an den Gradmessern der zugeteilten Kompetenz und der Salärierung ab, obwohl auch diese Skalen unter den neuen Arbeitsformen weicher werden. Nimmt man aber das Leben als Ganzes, nimmt man die Sphären der Geselligkeit, des Geldes, der Politik, der Familie, der künstlerischen Leistung dazu, legt diese einzelnen Sphären, in denen man sich bewegt und in denen sich die

Leute bewegen, aufeinander, so findet man keine zuverlässigen Massstäbe mehr, an denen die Werte sogleich abzulesen wären. Darum ist man auf die Börse der gegenseitigen Meinungen und Urteile angewiesen, auf ihre ständige Deklaration. Man muss uns sagen, was wir sind und was wir wert sind. Sonst macht man uns unglücklich.

Wieviel bin ich wert?

Ich kann das Aperçu verlagern: Vergleichende Psychologie ist nicht der Zweck des Lebens, sondern eines der ersten Hilfs- und Orientierungsmittel, so notwendig wie Sehen und Hören. Die vergleichende Psychologie des andern hilft mir dazu, mich als Wert zu begreifen und zu platzieren. Dieser Vorgang kann schmerzlich sein. Jeder kennt die Augenblicke der Störung, die bis zu einer echten Hilflosigkeit gehen, wenn das Gefühl für den eigenen Wert sich mit der Einschätzung durch die anderen Leute nicht mehr deckt. Man erlebt das in Gesellschaften; man hat sich einen Abend lang leiser und heiter durch die Mitmenschen bewegt, und am andern Tag sagt man uns, dass wir das und jenes falsch gemacht und einen miserablen Eindruck hinterlassen hätten. Eine Fluchtreaktion setzt ein, nicht mehr will man mit diesen Leuten zusammenkommen. Das eigene Papier scheint ins Bodenlose gesunken. Der umgekehrte Vorgang ist schöner; die meisten Leute blühen auf, wenn sie ihren Wert höher eingeschätzt finden, als sie erwarteten. Nach oben korrigiert man in der Regel leicht und gern. Da ist niemand bescheiden.

Die Zeitung als Barometer des Ruhms

Einwas Merkwürdiges ereignet sich, wenn diese ununterbrochene, börsenähnliche Wertberichterstattung plötzlich kotiert, das heisst öffentlich registriert und als deklarierte Grösse an die schwarze Tafel angeschrieben wird. Im normalen Sprachgebrauch nennt man es Ruhm. Ein Mann, eine Frau sind berühmt geworden. Man spricht von ihnen. Der Sprachgebrauch ist archaisch; von jemandem sprechen heisst meistens: von ihm – oder besser über ihn – schreiben. Ich habe einmal im Büro unsere Mitarbeiter gebeten, mir zehn berühmte Personen aus Basel zu nennen, gleich welcher Art, Sportler, Künstler, Politiker, Wissenschaftler, interessante Personen. Es wurden, bis auf einen oder zwei Namen, nur Personen genannt, von denen man in der Zeitung liest. Die Zeitung erfüllt diese Kotierungsaufgabe am besten – eine Tatsache, die Karl Kraus in eine paradoxe Position gebracht hat: um gegen Zeitungsheldentum vorzugehen, schuf er sich eine Zeitung. Radio und Fernsehen sind als solche Börsen nicht so gut geeignet; da sie an die Programmzeit gebunden sind, verfliegt die Sendung im Augenblick des Ausgestrahltwerdens. Die Welt des Films bildet eine Börse für sich; ihr sind die Magazine und Illustrierten zugeordnet. Zeitungsartikel kann man ausschneiden. Die Firma Argus sammelt meines Wissens nur Zeitungsausschnitte, keine Tonbänder, keine Filmrollen. Von einem Fernsehfilm,

Fortssetzung auf Seite 15

Eusi Meinig

Wer soll reiten?

Erich Fromm fasste die Problematik der westlichen Welt in seinem Buch »Der moderne Mensch« wie folgt zusammen:

»Die westliche Welt ist in einer Sackgasse. Sie hat viele ihrer ökonomischen Ziele erreicht und den Sinn für ein Ziel des Lebens verloren.

Heute sind die Dinge im Sattel und reiten den Menschen. Unsere Zukunft hängt davon ab, ob es dem Menschen – dem ganzen schöpferischen Menschen – gelingt, sich in den Sattel zu setzen.«

An diese Worte wird man erinnert, wenn man die Auseinandersetzungen über den ersten Versuch des Bundesrates und der eidgenössischen Räte, die

wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes in den Griff zu bekommen, verfolgt. Kredit- und Baubeschluss, ergänzt durch Massnahmen gegen die Ueberfremdung, sind zwar keine Wunderlösungen. Sie sind vergleichbar mit den ersten Sandsäcken, die die Bruchstelle eines geborstenen Dammes abdichten. Die Sandsäcke ergeben zwar keinen neuen Damm, aber sie sind als erste Massnahme zweckmässig.

Gegen den Bau- und Kreditvogt?

Es gibt nun Parteien und Verbände in unserem Lande, die schlagen uns das umgekehrte Verfahren vor: Sie finden die Sandsäcke hässlich und lehnen die sofortige Schliessung der Bruchstelle ab. Dafür soll man sich darüber unterhalten, wie ein Damm aussehen soll, der vielleicht in einigen Jahren gebaut werden kann.

Sie können zwar nicht bestreiten, dass unsere Investitionen von 1958 bis 1964 von 6 auf 17 Milliarden hinaufgeklüffert sind, unser Zahlungsbilanzüberschuss sich in ein Defizit von 2 Milliarden verwandelt und die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte 800 000 überschritten hat. Sie haben auch keinen anderen Weg anzubieten – sie sind einfach dagegen. Weil sie dagegen sind, wollen sie erreichen, dass die Mehrheit des Volkes »Nein« stimmt. Das ist ihr gutes Recht.

Von einer erschreckenden Gewissenlosigkeit zeugt aber ihre Propaganda. Es gelte, gegen die »staatliche Vormundschaft«, gegen den »Bauvogt« und gegen den »Kreditvogt« anzukämpfen. Man müsse mit dem »Nein« eine neue Arbeitslosigkeit verhindern. Statt Lösungen werden Propagandatricks angeboten.

Um was geht es am 28. November wirklich?

Wollen wir unser Land, seine Wirtschaft und seine Menschen den blinden Kräften einer Ueberexpansion ausliefern oder unsern Verstand und unsere Entscheidungskraft dafür einsetzen, die »Dinge« zum richtigen Ziel zu reiten? Das ist die Frage.

Jetzt geht es darum, die Sandsäcke richtig zu plazieren. Der neue Damm – das Anschlussprogramm – kann dann gewissenhaft und ohne Zeitnot projektiert und solid gebaut werden.

Für einen Nationalökonom können das ein wenig »Max-und-Moritz-Ueberlegungen« sein. Sie sind aber trotzdem richtig.

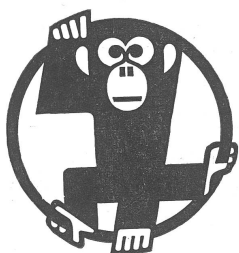
Wir bitten Sie deshalb, stimmen Sie am 28. Februar: zweimal »JA«.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

Ein ganzes Jahr

Erholung - Entspannung - Belehrung

im



Zoo Zürich

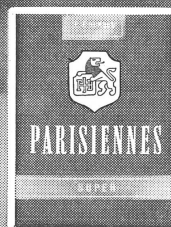
Studenten-Abonnements Fr. 5.50
gültig bis und mit Ostern 1966

Erhältlich an der Zoo-Kasse. Der Zoo ist jeden Tag im Jahr geöffnet; im Sommer von 8 bis 18.00 Uhr.

NEU: AFRIKA-HAUS

Wie wohltuend die kurze Entspannungspause mit einer PARISIENNE!
So reich und mild ist ihr Aroma —
echt und rein der edle Tabak!
PARISIENNES SUPER —
die Cigarette unserer Zeit.

**entspannen...
geniessen...**

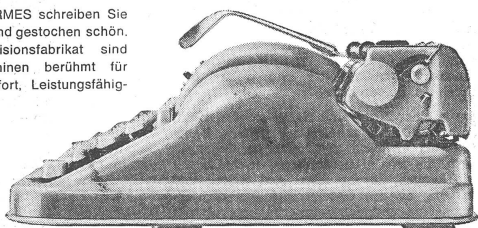


HERMES

Portable Modelle
ab Fr. 285.-

Miete / Tausch / Teilzahlung

Auf einer eigenen HERMES schreiben Sie beschwingt, mühelos und gestochen schön. Als Schweizer Präzisionsfabrikat sind HERMES-Schreibmaschinen berühmt für optimalen Schreibkomfort, Leistungsfähigkeit und langjährigen Strapaziergebrauch



August Baggenstos

ZÜRICH 1

Waisenhausstrasse 2

Laden: Uraniastraße 7, bei der Urania

Telephon 25 66 94



Für Dienste während der

Schweizer Mustermesse

vom 24. April bis 4. Mai 1965
suchen wir

Wächter für Tag- und Nachtdienst

Beschäftigungsmöglichkeit: Acht bis neun Stunden pro Tag, ab Mitte April bis ca. 15. Mai.

Bedingungen: Schweizer Bürger, einwandfreier Leumund, nach neuen Ansätzen plus Reise- und Unkostenbeitrag.

Anmeldung an:

Securitas AG, 4000 Basel 10
Steinentorstrasse 11 Tel. (061) 24 59 24

Studentische
Arbeitsgemeinschaften
beider
Hochschulen
Zürich



Die AGH im Sommersemester 1965

Um eine gründliche und frühzeitige Organisation der verschiedenen Diskussionszirkel zu gewährleisten, möchte ich schon jetzt die Themen für das kommende Semester bekanntgeben. Die Diskussionsleiter erhalten so Gelegenheit, sich mit ihrem gewählten Thema auseinanderzusetzen und schon baldmöglichst kompetente Referenten einzuladen.

Die folgende Auswahl von möglichen Themen ist durchaus subjektiv und kann daher beliebig ergänzt werden, ja es würde mich sogar ausserordentlich freuen, wenn mir noch weitere Vorschläge interessanter Problemkreise unterbreitet würden.

Die konfessionellen Artikel der Bundesverfassung

Im Hinblick auf die vorgesehene Teilrevision der Bundesverfassung, die den eidgenössischen Räten in der nächsten Zeit vorgelegt werden soll, wäre es wohl angezeigt, die umstrittenen konfessionellen Sonderartikel einmal sine ira et studio zu diskutieren. Es handelt sich da bekanntlich um die Frage der Jesuiten und der Klöster in der Schweiz. Es wäre wohl heute an der Zeit, die damals noch als Auswirkung des Kulturkampfes in unsere Verfassung aufgenommenen Artikel als Akt der Gerechtigkeit und Toleranz gegenüber einer Minderheit im demokratischen Staat aufzuheben. Leider ist jedoch zu befürchten, dass sich eine unschöne und daher unerfreuliche Diskussion entfalten wird, so dass wenigstens in einem kleinen Kreis einer Arbeitsgemeinschaft ohne Ressentiments und vorgefasste Meinungen über das Für und Wider gesprochen werden sollte. (Es ist vorgesehen, dieses Thema in Zusammenarbeit mit den Studentenpfarrern der beiden Hochschulen zu behandeln.)

Das Schlagwort »Masse«

Noch einmal möchte ich dieses hochinteressante Thema vorschlagen. Ich bin mir genau bewusst, wie abgeschmackt und breitgedroschen das vielgeliebte und oft zitierte Klischee »Masse« in unserer heutigen Gesellschaft geworden ist. Dennoch – oder eben deshalb – bin ich aber der Meinung, dass sich eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff lohnen würde. Es sollte einmal objektiv untersucht werden, wieweit das Schlagwort von der verhassten Welt eigentlich zutrifft und wieweit es nur noch eine hohlklingende Phrase ist. Gerade die heutige Soziologie distanziert sich ja bekanntlich immer mehr von der Massentheorie eines Le Bon (die zwar auch heute noch ihre Vertreter hat), um sich vermehrt wieder dem einzelnen, einsamen Individuum zuzuwenden.

Israel

Zur Abwechslung wollen wir uns einmal mit einem kleinen und auch relativ jungen Staat befassen. Obschon Israel keineswegs die gleiche Rolle wie etwa Russland oder Indien – unsere beiden bisher behandelten Nationen – spielt, so ist es doch ebenfalls ein ausserordentlich interessantes Land. Und dies nicht nur seiner Geschichte, Entstehung und Zusammensetzung nach, sondern auch was die Art seines staatlichen und wirtschaftlichen Aufbaus betrifft.

Hochschule und Föderalismus

Wer sich mit den Fragen der schweizerischen Hochschule abgibt, merkt bald einmal, dass in allernächster Zeit viele folgenreiche und weittragende Änderungen der bestehenden Verhältnisse fällig wären. Gleichzeitig stellt man aber leider auch bald fest, dass von den massgebenden Instanzen oft wenig oder gar zu wenig in dieser Beziehung unternommen wird. In vielen Fällen muss sogar von einer Unkenntnis oder Verkenntnis der wahren Lage gesprochen werden. Dieser unbefriedigende Zustand mag bis zu einem gewissen Grade auch mit der bestehenden Ordnung der Hochschulfragen auf staatlichem Gebiet zusammenhängen. Wie wäre es nun, wenn die Studenten ihrerseits konkret zu diesen Problemen Stellung nehmen würden? Wenn sie nicht bloss allgemeine Äusserungen der Unzufriedenheit von sich gäben, sondern sich sachlich mit den bestehenden Missständen auseinandersetzen? Es gibt da zum Beispiel einen Bericht Labhardt, den sicher noch lange nicht alle Studenten kennen und zu welchem man einmal sachlich begründet Stellung beziehen könnte.

Bildende Künste

Um das musische Gebiet, dem wir uns während zweier Semester – einmal literarisch, das andere Mal musikalisch – zugewandt haben, zu ergänzen und abzurunden, wollen wir in diesem Semester über die bildenden Künste diskutieren. Das Gebiet ist ja ausserordentlich gross, doch lässt es sich nach Bedarf (oder nach Wunsch des Diskussionsleiters) auf die eine oder andere Seite beschrän-

ken. Es ist auch denkbar, dass sich zwei Diskussionszirkel bilden, die zum Beispiel getrennt über Malerei und Bildhauerei sprechen. Interessant wäre es hier, wenn junge Künstler selbst zu Wort kämen, vielleicht einmal eine Führung durch ihr Atelier mit anschließender Diskussion durchführten. Ein initiativer Diskussionsleiter hat mit diesem Thema sicher ungeheuer viel Möglichkeiten, interessante Abende zu gestalten.

Politischer Abend

Diese Arbeitsgemeinschaft hat sich längst ausgezeichnet bewährt und besitzt deshalb auch eine entsprechend treue und qualitativ hochstehende Gefolgschaft. Es gilt nun, da der Diskussionsleiter sein Amt leider abgeben wird, die Tradition dieser Arbeitsgruppe weiterzuführen. Ähnlich wie bisher soll den Grundsatzfragen des politischen Lebens – die ja heute keineswegs ausgestorben sind – mit kompetenten Referenten, die gar nicht immer selber Politiker sein müssen, auf den Grund gegangen werden. Es ist zu hoffen, dass diese Arbeitsgemeinschaft ihr hohes Niveau zu wahren vermag und nicht durch schwadronierende Biertischpolitiker übler Sorte entwertet wird. Günstig wäre es, wenn einer der bisherigen Teilnehmer die Gruppe als Diskussionsleiter übernähme und so die gegenwärtige Linie weiterverfolgen könnte.

Lukullus

Leider will auch hier der bewährte Leiter sein Amt zur Verfügung stellen. Er wird eine grosse Festgemeinde zurücklassen, die jedoch – da habe ich keine Angst – kaum lange auf einen gottgesandten Führer warten wird, um sich unter kundiger Leitung neuen Schlemmereien und Gelagen widmen zu können. Der neue Diskussionsleiter sollte wie der scheidende ebenfalls mit einer überschäumenden Phantasie und einer ständigen Produktion von guten Ideen begnadet sein, um den Lukullus im neuen Semester auf unbetretenen Pfaden zu altem Glanz zu führen.

Wie werde ich Diskussionsleiter?

Die Laufbahn eines Diskussionsleiters steht jedem Studenten offen, der sich für eines der erwähnten Themen (oder auch für ein anderes) interessiert und Freude daran hat, auf eigene Initiative ein fesselndes Programm zusammenzustellen. Grundsätzlich sollte dieses eine möglichst objektive und umfassende Erörterung des Problemkreises gewähren, doch stehen dem Gruppenleiter innerhalb dieser Grenzen alle Möglichkeiten und Freiheiten zu.

Wer sich also für einen Themenkreis interessiert, gerne auf eigene Initiative einen Kreis neuer Kameraden gewinnen und so sein Studium bereichern will, melde sich bitte so rasch wie möglich bei mir. Da ich mein Amt im Laufe des nächsten Semesters aufgeben werde, ich alle nötigen Vorbereitungen mit dem noch zu wählenden neuen Präsidenten zusammen erledigen und gerne mit Rat und Tat beistehe, wenn am Anfang Schwierigkeiten auftreten sollten.

Max Lehmann, Hofstrasse 138, 8044 Zürich

Militärisches Warten

Reflexionen eines Leutnants der Schweizer Armee (kantonale Milizen), phil. Ier, der auf den 1.1.66 die altersbedingte Beförderung zum Oberleutnant erwartet.

Warten mit Dativ – aufwarten; abwarten; warten auf...; erwarten mit Akkusativ – ein mannigfaltiges Wort, so mannigfaltig wie die Formen militärischen Wartens.

Warten hat seinen (vielleicht unerwarteten) Sinn durchaus. Landesverteidigung heisst zunächst doch nur warten, bis es losgeht.

Man erwartet von der Armee das Beste, wenn das erwartete Ereignis eingetreten ist.

1939 z. B. wartete man nur noch, den deutschen Angreifer flugs wieder über die Grenze zu werfen. Doch er erwartete eine solche Reaktion und wartete auf eine günstigere Gelegenheit, die wider Erwarten nicht (mehr) kam.

Jedermann erwartet auch vom Soldaten, Unteroffizier und Offizier Haltung. Darum übt er, zu warten.

»Wart nur!«, der Ausruf des Manöverkämpfers beim unerwarteten Schiedsrichtersentscheid, »dir wartet der nächste Grabenk«

Das Schweizer Volk erwartete von der Mirage-Kommission genauen Aufschluss. Einzelnen Herren Offizieren warteten deshalb schlimme Sanktionen, am unerwarteten Herrn Primault. Aber diese Art Abwarten auf das unerwartete Telefon nach Dübendorf (heisser Draht!) haben wir nicht erwartet.

Haben Parlament und Bundesrat da alle Erwartungen erfüllt? Viele warten auf weitere Sanktionen oder Einsichten.

Wie lange wartet Herr Furgler noch auf einen Bundesratsstiz? Herr von Moos müsste wider Erwarten älter sein, als er angibt.

Ich selber erwarte die Abschaffung der kantonalen Militärhoheit, die sich heute im Offiziers-Ernenungs-Dualismus bei uns Infanteristen und Kavalleristen, auf deren Ausmerzung ich ebenfalls warte, erschöpft.

Wenn ich mit solchen Ideen aufwarte, so bin ich, man erwarte das nicht, kein Antimilitarist, nicht einmal ein Lauer.

Sollten diese Betrachtungen also dennoch im »Zürcher Studenten« erscheinen, dann habe ich das nicht erwartet.

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten.
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

ersparen Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und machen uns zu einer der preiswertesten Spezialdruckereien von ganz Westeuropa

VERLAG P. G. KELLER
WINTERTHUR

Büro nur in Zürich-Witikon:

Im Brächli 15-17
051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03

Ab Januar bis auf weiteres:

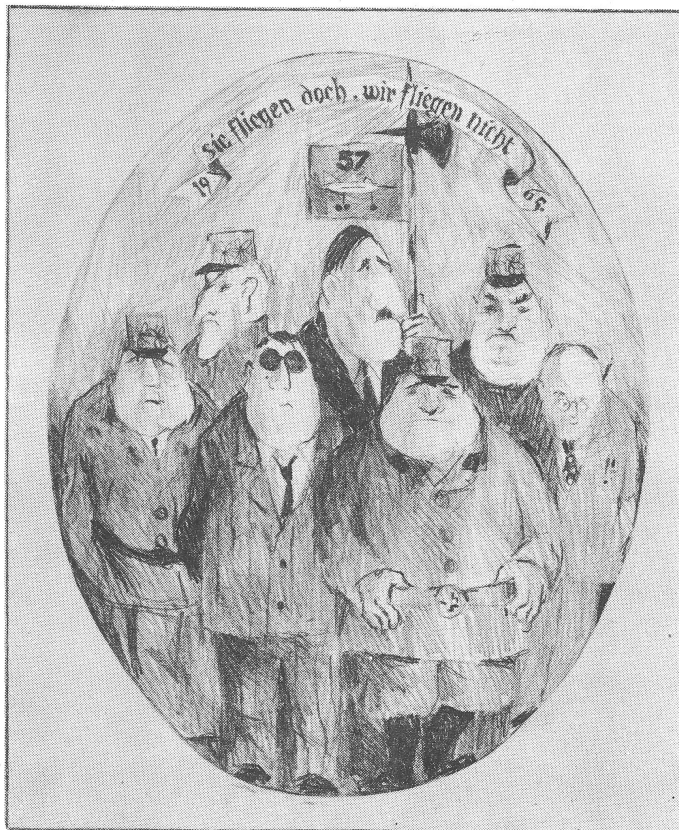
THEATER am HECHTPLATZ

Täglich 20.30 Uhr
ein Gaunermusical von Gmür, Suter, Moeckel

Bibi-Baiu

mit Ines Torelli, Margrit Rainer, Ruedi Walter,
Paul Bühlmann, Jörg Schneider, Eduard Huber

Vorverkauf ab 15 Uhr, Tel. 34 32 34
Legt an der Abendkasse ab 19 Uhr
50% Ermässigung



Das Fähnlein der 7 Aufrechten

Je auf die Frühjahrs- und Herbstsession publiziert der Bundesrat einen Bericht über die Mirage-Beschaffung. Darin wird festgestellt, dass die technische Verwirklichung der Waffensysteme und deren Flugerprobung planmässig fortgeschritten sind. Die erreichten Resultate werden als »gut« bezeichnet. Da die letzte Zeichnung in diesem Stil ungemein erfolgreich war, würdigen wir dieses Ereignis mit einer weiteren solchen.



FREIHOFFER

Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6

Tel. 47 34 32



Mittagsverkehr in Warschau

Streiflichter von der Polenreise des VSETH

Schauplatz: Wien, 23. August, 20 Uhr. Vier Taxis rasen in halsbrecherischem Tempo durch die Stadt. Aus dem Arlbergexpress sind die Passagiere gekommen. Am Südbahnhof drei fluchende Taxichauffeure, denn der Zahlmeister sitzt im vierten Fahrzeug, das beim letzten Verkehrslicht aufgehalten wurde. Dann eilig in die auf dem Bahnsteig schon bereitstehenden Wagen. Jetzt kann's losgehen. Der Beobachter konnte 15 tatendurstige Personen zählen, die zu dieser Gruppe gehörten. Nun staunen sie über das Kunterbunt, das auf dem Perron herrscht. Schon nur die Wagen, die aus allen möglichen Ländern stammen: Österreich, Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Russland. Vor den Wagen herzerzählende Abschiedsszenen, die von unserer Gruppe unverschämmt kommentiert werden. Ganze Familien, die in Einkaufsnetzen schleppen, was sie können: kilowise Bananen und andere Früchte, Kaffee, Schokolade und viele andere Kostbarkeiten. Der verschlafene Schweizer muss es merken, dass hier etwas Besonderes los ist. Das ist kein Bahnhof wie jeder andere. Eine ganz eigenartige Stimmung liegt über ihm, noch seltsamer, als wenn bei uns die Italiener an Weihnachten verreisen. Dann beginnt der Zug zu rollen; ein letztes verzweifelter Winken. Ein österreichischer Schaffner kommt: »Do ham-ers jo eh schon gschaftt«, kommentiert auch er die Situation. Die Billettkontrolle ist überflüssig, denn wer in diesem Zug sitzt, ist mit Papieren wohlversehen. So steht er im Gang vor den Coupés, tröstet eine weinende Tschechin und erzählt uns von den uns bevorstehenden Ereignissen.

Doch was ist das? Von allen Seiten strahlen Schweinwerfer.

Eiserner Vorhang, 23. August, gegen Mitternacht. Während sich der Zug der Grenze nähert, sieht man langsam all jene den Kopf zum Fenster hinausrecken, die den Eisernen Vorhang noch nie passiert haben. Es ist gar nicht schwer, sie zu erkennen. Doch schliesslich lässt sich niemand dieses Schauspiel entgehen. Die österreichische Passkontrolle ist harmlos und kurz, aber dann hält der Zug plötzlich auf offener Strecke. Der Schaffner erklärt: Zuerst müssen die Betonblöcke weggeschafft werden, die auf den Schienen sind. Dann rollt der Zug eine kurze Strecke und bleibt abermals auf offener Strecke stehen. Doch was ist das? Von allen Seiten strahlen Schweinwerfer. Der Halteplatz ist mit Stacheldraht umgeben; mit MP bewaffnete Soldaten bewachen den Zug, während andere bei jeder Kupplung sich unter die Wagen beugen und auf sie hinaufsteigen. Dann geht ein anderer scheinbar unbeteiligt dem Zug entlang. Doch der Schaffner, der noch bis zur ersten tschechischen Station mitfährt, belehrt uns: Dieser Soldat führt den Spürhund, der unter dem ganzen Zug durchgeht. Als er vorbeigeht, hören wir das Knirschen der Hundepfoten auf dem Schotter ganz deutlich. Dann kann es weitergehen zum Grenzbahnhof Breclav. Hier scheint der Zug bleiben zu wollen. Ueber eine Stunde steht er schon da und macht noch keine Anstalten weiterzufahren. Zudem sind unsere wie auch alle anderen Pässe eingesammelt worden und noch nicht wieder zurück. Zwei zittrige alte Männchen erscheinen und entpuppen sich als die Wechselbeamten der Staatsbank, die uns gerne unser Geld abknöpfen würden. Schliesslich erscheinen auch die Beamten mit den Pässen wieder, welche, o Wunder, in ihrer Schachtel immer noch coupéweise sortiert sind.

Katowice, Montagmorgen, 24. August. Eine etwas unruhige Nacht in einem engen Abteil eines der wackeligen Schienen der Tschechoslowakei rollen des Tages liegt hinter uns. Fünfzehn etwas müde, aber erwartungsfrohe Gesichter blicken zum Fenster hinaus, als der Zug einfährt. Werden wir wohl wirklich abgeholt? Und wie! Für unsere drei Damen haben die Gastgeber Blumensträußchen mitgebracht. Und schon sind wir in der modernen Hotelhalle vis-à-vis dem Bahnhof. Mit einfachen Mitteln ist sie geschmackvoll eingerichtet. Keine Tapeten an den Wänden, dafür sind sie in dezenten, gut aufeinander abgestimmten Farben gestrichen. Wir sinken bald in einfache, aber gute und saubere Betten, wo wir unsere erste Müdigkeit ausschlafen. Bald aber schon können wir die Neu-

gier nicht mehr bezähmen und beginnen mit vorsichtigen Tastversuchen in der Stadt. Der 20. Jahrestag der Republik ist nahe, und deshalb präsentieren sich die Strassen fahngeschmückt. In den Strassen stehen Marktstände mit Gemüse. Früchte sind rarer und nicht ganz so schön wie bei uns. Vereinzelt sehen wir sogar etwas kümmerliche Pfirsiche, die jedoch unverschämte teuer sind. Dann eröffnet sich ein Blick auf den grossen Platz. Furchtbar altmodische Trams fahren vorbei, machen aber weniger Lärm als unsere modernen Grossraumwagen. Die Akzente des Platzes werden von einer modernen Hotelfassade und einer geschmackvollen, sehr modernen Warenhausfront gesetzt.

Nach einem reichlichen und guten Lunch beginnt unser Programm anzulaufen. Mit einem dem Schlieschen Polytechnikum in Gliwice gehörenden Car fahren wir zu einer alten Silbergrube. Tief unter dem Boden zieht sich ein Gang, der halb mit Wasser gefüllt ist. Mit einer Reihe von Kähnen fahren wir den Gang entlang. Bei jeder engen Stelle hat der Führer eine Geschichte bereit. Entweder ist es das Tor der Küsse oder das Tor der Lieben oder der Einsamen, und wenn man sich hier küsse, wenn einem hier ein Tropfen auf die Knie fälle oder man die Wand mit dem Finger berühre usw., dann... Auch in den Versprechungen der dann eintreffenden Ereignisse schlägt die Phantasie des Führers Purzelbäume.

Tarnowskie Góry, Montagabend. Die Jugend von Tarnowskie Góry grüsst die Schweizer Jugend. Dieses Motto, in verschiedenen Ansprachen abgewandelt, umrahmt den Abend. Nichtsdestoweniger geht es fröhlich zu. Tatsächlich ist die Jugend des Städtchens aufgetreten, uns zu unterhalten. Die hübschen Polinnen machen ihren Namen alle Ehre. Wir haben Mühe, das beim Tanzen jede einmal drankommt, in solchen Scharen sind sie erschienen. Nur wenige Begleiter wachen darüber, dass ihre Freundinnen nicht gleich mit uns durchgehen. Aber die Sprache, o je, ist doch das Polnisch schwer! Und meistens verstehen die Polinnen kein Wort einer uns geläufigen Sprache. So bleibt es beim stummen Blickwechseln. Die Melodien, zu denen getanzt wird, sind die gleichen wie in der Schweiz, mit leichter Betonung des Twist und des Shake. Nur schwer können wir uns trennen und ziehen reich beschenkt mit Souvenirs an den dort heimischen Kohlenbergbau von dannen.

Szczogowice, 25. August. Besichtigung einer Kohlengrube, die sich die modernste Europas nennt, wahrscheinlich nicht zu Unrecht. Nach einleitendem Referat über die sozialen Errungenschaften des Betriebes geht es in richtiger Bergmannsmo-

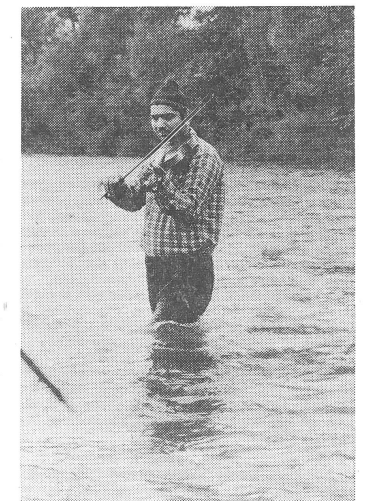
der tur hinab in den Schacht. Scheinbar endlos marschieren wir in klobigen Stiefeln, bis wir aus dem grossen Transportschacht, in dem die Grubenhunde ihre Lasten hin und her schleppen, durch eine Holzwand in einen steil abfallenden ehemaligen Abbauschacht einbiegen. Er hat genau das Gefälle der kohlentführenden Schicht. Bis zur ratenenden Abbaufreie stossen wir vor. Tief gebückt – vor uns im Schein der Stirnlampe der Stiefel des Vorangehenden – gehen wir über dem Förderband, das in Gegenrichtung unter uns die Kohlebrocken wegst transportiert. Wir atmen auf, als wir endlich in einem Gang stehen, in dem man sich aufrecht halten kann. Steht wohl das kleine Bähnchen bereit, um uns wieder zum Aufzug im Förderschacht zu bringen? Nein, mit den in den ungewohnten Stiefeln wundgelaufenen Füßen geht es den langen Weg wieder zurück. Wohltuend ist das heisse Wasser, das wir in den Duschen auf unsere müden Rücken brausen lassen können. Was nun kommt, stellt alles Erwartete in den Schatten: der Empfang beim Generaldirektor zum Mittagessen. Schon der Raum, in dem wir empfangen werden, fällt auf. Wände und Decke sind mit hellem Holz gekleidet, die Böden mit weichen Spannteppichen belegt. In der Ecke steht eine Music-Box, die sämtliche aktuellen westlichen Schlager enthält, allerdings mit polnischen Interpreten. Das Gedeck ist glattweg grossartig. Die Mahlzeit besteht aus einem Hors d'œuvre, das an Reichhaltigkeit keinen Wunsch offenlässt, einem Hauptgang und einem Dessert. Dazu gibt es vor allem Wodka in jeder Menge. Der Raum wie das Essen machen auf uns den Eindruck, dass es mit der Gleichheit doch nicht ganz so weit her sei, wie meist betont wird. Während des Essens quetschen wir den Direktor und seine Mitarbeiter über die verschiedensten Aspekte des Betriebes aus, wobei wir interessante Auskünfte erhalten. Hin und wieder verschanden die Leute sich hinter der Antwort: »Dieses Problem existiert in einem sozialistischen Staat nicht.« Noch sind wir bei dieser Gelegenheit nicht ganz so gewandt, dass wir die persönliche Meinung der Befragten zu diesen Problemen herausbekommen. Was uns bei dieser Besichtigung imponiert, ist die grosszügige, moderne Anlage dieser Grube, bei der auch der Komfort für die Arbeiter nicht vergessen ist. Weniger rühmend sind die Klarheit des Wassers im idyllisch gelegenen Parkweiser sowie die Qualität der Bauweise (der Verputz fällt schon nach vier Jahren in grossen Blättern ab und zeigt grosse Risse in den Mauern).

Gdansk, 26. bis 31. August. Nach der nächtlichen Fahrt durch ganz Polen schlafen wir uns mal in netten Privathäusern, in denen wir logiert

sind, gehörig aus. Schon am Nachmittag gehen wir aber wieder auf Entdeckungstour. Unsere ersten Eindrücke in dieser Stadt sind: Es hat mehr Verkehr, die Häuser sind solider gebaut, die Leute sind besser gekleidet als im Süden Polens. Das kommt wohl vom Hafen her. Im Park von Oliva, der in kleinerem Massstab an Versailles erinnert, bewundern wir in der Kirche die kunstvolle Spielorgel. Beim Ave Maria setzt an jedem Vorsprung ein kleiner Engel die Trompete an oder schlägt den Triangel. Alles ist in Bewegung. Man fühlt sich an den Zeitglockenturm von Bern erinnert.

Am nächsten Morgen besichtigen wir die Danziger Altstadt. Wie wir aus schauerlichen Photographien, die aussen an der Mauer stehen, sehen – und wenn wir es nicht vorher gewusst hätten, hätten lernen müssen –, liess der Krieg im Zentrum Danzigs fast keinen Stein mehr auf dem anderen. Mit grosser Liebe und Sorgfalt wurde nach dem Krieg dieser innerste Teil der Stadt wieder aufgebaut. Das grosse Werk ist gelungen; kaum sieht man es den Häusern an, dass ihr Alter nicht echt ist. Den Nachmittag verbringen wir am schönen und warmen Strand bei Oliva, der bis in die Abendstunden noch Gäste anzuziehen vermag.

Es ist mir hier unmöglich, von all den persönlichen Kontakten zu sprechen, die wir in Danzig und anderswo angeknüpft haben, nur schon, weil wir reichlich Zeit hatten, jeder seiner eigenen Wege zu gehen und der einzelne damit die Uebersicht verlor. So weiss heute der eine besser über die Landwirtschaft, der andere über Wohnungsbau oder die sozialen Verhältnisse Bescheid. Ich stolche am nächsten Morgen durch die neue Siedlung bei Oliva, komme dazu, in Privatwohnungen hineinzublicken, und stosse sogar bis zum Verwalter der Siedlung vor, der mir in seinem Büro allerhand Wissenswerte mitteilt: Hier wird eine Stadt errichtet, die in zehn Jahren 70 000 Einwohner haben soll, ein eigenes Theater usw. besitzen wird. Auf dem Platz werden die Elemente vorfabriziert, aus denen die Häuser gebaut werden. Von der Grundsteinlegung bis zur Bezugsbereitschaft eines Hauses vergehen vier Monate! Dennoch ist grosses Gewicht auf architektonische Gestaltung gelegt. Die Häuser stehen in aufgelockelter Bauweise, verschiedener Höhe und Farbe. Dazwischen sind Kinderspielflächen, moderne Shopping-Centers, Schulen und eine Kirche gelegen. Letztere wurde aus gesammelten Geldern der Siedlungsbewohner errich-



Der Geiger von Zakopane

tet. Das einzige weniger Rühmensewerte ist die Gestaltung der zentralen Warmwasseranlage. Das Wort Rauchfilter scheint unbekannt. Trotzdem in Polen die Bevölkerungsvermehrung von allen zivilisierten Ländern am grössten ist, hofft man zuversichtlich, in ein paar Jahren so weit zu sein, dass eine Beschränkung der Wohnfläche pro Kopf aufgehoben werden kann. Dies gilt jedoch nach meinen Beobachtungen nur für Danzig.

Weitere Programmpunkte in Gdansk sind die Werftbesichtigung – für uns Binnenländer ein grosses Erlebnis – und die Besichtigung des Hafens und des Marinemuseums von Gdynia. Zwei Abende verbringen wir im Studentenklub, wo es bei Dixieland, Twist und Shake recht ausgelassen zugeht. Einige in den Ferien weilende Ostdeutsche geniessen die Freiheit in vielen Zügen. Solches sei bei ihnen zu Hause unmöglich, wissen sie zu berichten. Am letzten Tag verhindert ein aufziehender Sturm unsere Schifffahrt zur Halbinsel Hel, welche die Danziger Bucht abschliesst.

Kaschubische Schweiz, 1. September. Unserem unvergesslichen und unersetzlichen Führer Jurek gelingt es, die beiden einzigen in Danzig vorhandenen Minibusse aufzutreiben, um mit uns in unsere Heimat zu fahren, wie er sich ausdrückt. Die Kaschubische Schweiz liegt im Hinterland von Danzig und besteht aus einer Ansammlung von Seen und bewaldeten Hügeln. Die Landwirtschaft herrscht vor. Der Boden ist sandig und mühsam zu bewirtschaften. Die Landwirte sind zwar frei – in Polen sind nur 3 Prozent des landwirtschaftlichen Bodens verstaatlicht –, sind aber durch unglaublich niedrige Preise für ihre Produkte stark unter Druck gesetzt. Das Rentabelste ist das Geflügel, welches sich in rauen Mengen über alle Wiesen und Aecker bewegen kann. Die Bauern in der Gegend sind mit der Verwaltung unzufrieden, hoffen aber wie alle Polen, dass die heutige Ver-



Moderne Bauten in Warschau

waltung sich langsam zu ihren Gunsten verändern werde. Heute vor 25 Jahren brach auf der Westplatte bei Danzig der 2. Weltkrieg aus. Dies kommt in einer Feier in Danzig zur Geltung. Die Begeisterung der Teilnehmer an der Feier ist nicht sehr überzeugend. Während des Spielens der Nationalhymne rauchen und essen die Soldaten in den hinteren Gliedern.

Warszawa, 2. bis 5. September. Von den vielen Ereignissen und Erlebnissen in Warschau will ich nur wenig herausgreifen. Nach und nach haben wir jetzt das Einkaufserlebnis. Man geht in einen Laden, zeige auf den gewünschten Artikel und stosse dazu unartikulierte Laute aus, die weder deutsch noch russisch tönen dürfen. Der Verkäufer wird dann zu erkennen geben, welche fremden Sprachen er spricht. Mit einigen polnischen Wörtern wie »bitke«, »danke« usw. kann man seinen guten Willen noch merklich steigern. Nun wird man mit zuvorkommender Höflichkeit bedient.

Wieder verbringen wir zwei Abende im Studentenklub. Diesmal scheint uns das Glück hold zu sein – oder auch die Polinnen. Schon beim Anstossen winken uns zwei aus der Ferne zu. Bald schon winken sie uns zu, wir sollten sie doch endlich zum Tanzen auffordern. Und da sind wir plötzlich in den tollsten Streich verwickelt. Die beiden wollten ihre Freunde sitzenlassen, mit uns im Gedränge verschwinden und ein anderes Lokal aufsuchen. Das andere Lokal ist das Krokodil, das Exklusivste, was es in Warschau gibt. Mitten in der Altstadt in einem Keller mit gemütlichen Winkeln und einem Zigeunerorchester; für polnische Begriffe stündhaft teuer. Bei etwas gemächlicheren Tänzen als im Studentenklub verbringen wir einen köstlichen Abend.

Am nächsten Tag müssen wir uns in den chemischen Werken »Polfa-Tarchomink« befehlen lassen, dass die Schweiz ein gar nicht unbedeutender Abnehmer für polnisches Penicillin und für Arzneimittel ist.

Auch Warschau Altstadt war im 2. Weltkrieg radikal vernichtet worden. Hier waren keine alten Pläne vorhanden, nur noch die Grundmauern und dazu viele Bilder des Malers Canaletto, der einen grossen Teil seines Lebens hier verbracht und sehr viele Bilder der einst schönen Altstadt gemalt hat. So sieht denn der kleine Teil Altstadt, der als solche wieder aufgebaut wurde, wie ein Canaletto-Bild aus. Nicht nur die Fassaden sind kunstvoll gestaltet und mit der richtigen Patina versehen, um alt zu erscheinen, auch in den Hinterhöfen findet man mit Liebe geformte schmiedeiserne Balkonbrüstungen. Rund um diese Altstadt herum entsteht ein sehr modernes Warschau. Heute ist man daran, Häusergruppen niederzureissen, um grosse Strassenzüge führen zu können. Mitten in dieser Stadt steht der etwas über 200 m hohe sowjetische Kulturpalast, in einem grässlichen Zuckerbäckertier erbaut. Die Russen liessen ihn als Beweis ihrer Freundschaft für das polnische Volk bauen, als in Warschau noch bitterste Wohnungsnot herrschte. Die Polen wissen das sehr wohl, und deshalb ist dieser Monumentalbau viel eher zum Symbol des polnischen Hasses auf die Russen geworden.

Zakopane, 6. und 7. September. Zakopane ist ein Städtchen, das vor wenigen Jahren irgendwelche europäische Skimeisterschaften beherbergte, von deren Glanz es heute noch zehrt, und es bemüht sich krampfhaft, sich aufzufangen. Auf dem damals neuerstellten Postgebäude biegen sich die flüchtig angebrachten Buchstaben unter ihrem eigenen Gewicht und legen sich langsam zur Ruhe. Die damals in den Gaststätten neu gekauften Tischtücher sind langsam durchgewetzt, aber auf der Bühne spielen immer noch Tanzorchester, und die polnischen Wochenend- und Feriengäste fühlen sich wohl in diesem Hauch eines mondänen Ferienortes. Von Zakopane aus unternehmen wir die abenteuerliche Flossfahrt auf dem Dunajec. Dieser Fluss schlängelt sich auf einer Strecke von ungefähr 20 km in den wildsten Schläufen durch das Pieniny-Gebirge. Tiefe, unheimlich ruhige und dunkelgrüne Stellen wechseln mit wirbelnden Stromschnellen. Zwei Flösser, einer vorn, einer hinten, versuchen mit langen Stangen, das Floss im richtigen Fahrwasser zu halten. Und was man nicht alles sieht unterwegs: Nachdem wir zu den Klängen einer Zigeunerkapelle von Land stiessen, erwartet nicht viel weiter unten ein Zigeuner, der bis zu den Knien im Wasser steht und Geige spielt, ebenfalls noch ein paar Zlotys. Dann treffen wir auf eine Kuhherde, die, bis zum Bauch im Wasser, durch den Fluss wadet. Fischreiher, wilde Gänse und Enten stehen am Wasser, aber die beiden künstlichen Störche auf dem Baum vermögen das Auge nur von weitem zu täuschen.

Kraków, 8. bis 10. September. Ganz gegen Ende der Reise erwartet uns noch die schönste der polnischen Städte, Krakau, die einstige Residenz der polnischen Könige und Sitz der ältesten polnischen Universität. Der Rundgang durch die einzigartigen, mit Gobelins reich geschmückten Gemächer des Königsschlusses Wawel ist in Worten nicht beschreibbar. Aber nicht weniger sehenswert sind die vielen Museen der Stadt, von denen jedes das Lob verdiente, noch schöner als die anderen zu sein. Ja es scheint, als ob die Stadt ein einziges Museum wäre. Sie ist unversehrt aus dem Kriege hervorgegangen und hat ihr altes Bild bewahrt. In der Mitte liegt ein grosser Marktplatz mit einer Halle voller kleiner Geschäfte und dem grossen Café. Hier blüht der Handel, vor allem der Schwarzhandel. Alle paar Meter wird man gefragt, ob man nicht Strümpfe, Nylonregenmäntel und -hemden, Kaffee, Schokolade zu verkaufen oder Geld zu wechseln hätte, was strengstens verboten ist. Mindestens 50 Personen sind auf diesem Platz damit beschäftigt, Fremde ausfindig zu machen, die etwas verkaufen wollen, und es ihnen dann zu einem möglichst günstigen Preis abzuluchsen. Aber auch diese Preise sind für beide Parteien noch günstig. Statt des offiziellen Wechselkurses von 1:6 erzielt man Strumpfkurse bis 1:40, und die Polen erhalten Strümpfe von besse-

rer Qualität immer noch halb so teuer als im Land. Nur wie werden wir all die Zlotys wieder los? Am Abend haben wir das Glück, zufällig einer Messe von Kardinal Wyszynski beizuwohnen. Wir verstehen natürlich kein Wort. Aber die Musik seiner Sprache ist schön und dem Französischen nicht unähnlich. Wir erfahren auch, wie der Kampf zwischen Kirche und Staat ausgefochten wird: recht originell, aber hart. Am Sonntag, als der Primas von Polen seine Messe las, fuhren Cars gratis in die Wälder der Umgebung, die Prämien für gesammelte Pilze waren doppelt so hoch wie üblich, Unterhaltungsstätten wie Kino und Theater gaben Gratisvorstellungen. Dies vermog natürlich die Jugend von der Kirche fernzuhalten. Obige Massnahmen konnte ich nicht selbst beobachten, sondern erfuhr davon aus den Schilderungen eines jungen Polen.

Nowa Huta, 9. September. Ganz in der Nähe Krakaus ist in den letzten Jahren die Stadt Nowa Huta entstanden. Dem Namen »Neue Hütte« kann man schon entnehmen dass dort die Eisenerzverarbeitung neu angesiedelt worden ist. Es ist ein riesiges Unternehmen. Es macht aber auf uns nicht den Eindruck, den die Polen erhofft haben. Für uns ist es ein eindruckliches Bild von schlechter Organisation oder sogar Desorganisation. Wer nur einmal von Betriebswissenschaften gehört hat, könnte hier binnen einer Viertelstunde 10 Arbeitsplätze einsparen. Was bei der Errichtung der ganzen Anlage alles verplant wurde, vermögen wir gar nicht zu überblicken, so häufig stösst unser Auge auf krasse Fehler. Was uns weiter stört, sind Arbeitsstellen, die für Frauen unwürdig sind. Frauen, die wie Kaminfeger aussehen, sind einfach nicht nach unserem Geschmack. Wir fühlen uns an den Spruch vom geschlechtslosen Arbeitstier erinnert. Die Gleichberechtigung ist auf die Spitze getrieben.

Oswiecim, 11. September. Es ist recht schwierig, die Polen zu überzeugen, dass wir über die Vorgänge im Dritten Reich gut orientiert sind. Sie sind oft der Meinung, man verheimliche uns, was in den Konzentrationslagern vor sich ging. Trotz unserem Wissen waren wir aber von unserem Besuch im KZ Auschwitz und Birkenau stark beeindruckt. Das Lager in Auschwitz ist zu einem interessanten Museum voller Greuel ausgebaut. Da stehen Stapel von Koffern, Schuhen, Bürsten, Rasierpinseln, Brillen usw., die auf Abtransport zur Weiterverwertung in der deutschen Industrie warteten, als das Lager befreit wurde. Daneben sind Ballen von Menschenhaaren, aus denen zum Teil noch geflochtene Mädchenzöpfe herauschauen, die bereits mit Adressen deutscher Firmen versehen sind. Kopien von Schriftstücken, die mit unglaublicher Grausamkeit verfasst sind, liegen in Schaukästen. Leider stehen rund um dieses Lager geschmacklose Souvenirshops, und viele der Lagerbesucher sehen die Sache als Sonntagsausflug. Viel mehr Eindruck macht uns das Lager II in Birkenau, wo in einer unkräutüberwucherten Einöde die gesprengten Gaskammern liegen, wo noch die Gleisanlagen zu sehen sind, auf denen aus Eisenbahnzügen Zehntausende in die Lager kamen, wo Wachtürme und Stacheldrahtverhau am Verfall sind, die ein Feld von mehreren Quadratkilometern eingrenzen, auf dem nur noch die verfallenden Schornsteine der beim Abzug der Deutschen verbrannten Baracken stehen. Es ist eine trostlose Wüste des Grauens und Schreckens.

Gliwice, 12. und 13. September. Der Kreis unserer Rundreise ist nun geschlossen, wir sind am Studienort unserer Gastgeber angelangt. Es ist eine kleine freundliche Industriestadt, deren Gesicht vom Kohlenbergbau geprägt wird. Wir haben Gelegenheit, die Hochschule zu besichtigen, deren Hauptakzent natürlich auf dem Bergbau liegt. Die übrigen Abteilungen sind: Maschinenbau, Elektrotechnik, Automatik und Chemie. Wir haben Gelegenheit, verschiedene Sammlungen zu sehen. Diese gehen jedoch nicht über das Übliche hinaus. Sehr enttäuscht bin ich vom Institut für Automatik. Es sind nur wenige Versuche gut vorbereitet, bei denen Regelvorgänge beobachtet werden können, ebenso für Netzwerkanalyse. Für Netzwerksynthese mangelt es an Geräten jeder Art. Die Kathodenstrahloszillographen, die herumstehen, stammen aus der ersten Generation. Der Analogrechner, der Stolz des Instituts, ist träge und plump. Verschiedene Anlagen, die Binärcodierung und ähnliches demonstrieren, vermögen nur den Laien zu verblüffen.



Strasse in Danzig



Am Markt

Die Zoll- und Passkontrolle ist für uns Schweizer bei der Ausreise ebenso lange wie beim Kommen. Wir werden aber zufälligerweise Zeugen einer merkwürdigen Szene: Um ein Ausreisevisum zu erhalten, muss man normalerweise Monate warten. Eine alte Frau, inmitten eines Chaos von Markttaschen, erhält ein solches gegen einige Dollar innert zehn Minuten an der Grenze. Dies ist nur die letzte Beobachtung aus einer ganzen Reihe, die wir über die Bestechlichkeit der polnischen Beamten machen konnten. Korruption wird gross geschrieben. So findet man in jedem polnischen Zug, je mehr Leute keinen Sitzplatz haben, um so eher ein paar »reservierte« Abteile. Zieht man 20 oder 30 Zlotys hervor, so öffnet der Schaffner sofort.

Viele Leute im Westen stellen sich vielleicht vor, in Polen würde es in den nächsten Jahren einen Aufstand gegen das heutige Regime geben. Es wird ihn aber nicht geben. Die Polen sind sich zu genau bewusst, welcher Macht sie gegenüberstehen. Vielmehr hofft ein jeder, dass sich alles allmählich zu seinen Gunsten ändern werde. Darum sind die Jungen heute meist bereit, tatkräftig im System mitzuarbeiten, in der Hoffnung, dass sie diese Aenderung noch miterleben werden. Sie erinnern uns daran, dass nach Hunderten von Jahren das kapitalistische System alles andere als perfekt sei. So müssten auch wir dem kommunistischen System Zeit geben.

Persönlich am meisten beeindruckt hat mich auf unserer Polenreise der unbändige Wille der Polen, als sie selbst zu erscheinen. Das beginnt mit der Beachtung, die sie ihrem eigenen, persönlichen Aeusseren schenken, und kommt zum Ausdruck in den erfolgreichen Anstrengungen beim Wiederaufbau. Mit ihrem Arbeitswillen haben es die Polen ohne äussere Hilfe fertiggebracht, dass sich ihr Lebensstandard in den letzten Jahren merklich verbessert hat. Noch kann uns Schweizer Polen als Auswanderungsziel nicht locken, aber als Ferienland bietet Polen Reize, die der Beachtung wert sind.

Thomas Kaegi III B/7

Anmeldung für die Polenreise Frühjahr 1965

Name:

Vorname:

Abt./Sem.

Adresse:

Alle Auskünfte erteilt der VSETH, Tannenstr. 11

News from the SSR

Wer etwa meint, der SSR liege im tiefsten Winterschlaf, hat sich gründlich getäuscht. Wenn draussen Schneestürme toben, sind wir mit unseren planenden Gedanken bereits mitten im Sommer. Wir benötigen auch dieses Jahr wieder eine grosse Zahl studentischer Mitarbeiter (innen), die wir für bestimmte Aufgaben einsetzen können. Bevor du dich also für die ganzen Semesterferien auf der Post verdingst, lohnt es sich auf alle Fälle, rasch bei uns anzufahren. Vielleicht bist du gerade der Mann (die Frau), den (die) wir für eine bestimmte Aufgabe brauchen können. Wahrscheinlich weist du gar nicht, was der SSR alles macht, und so wirst du mit Erstaunen vernehmen, dass wir neben vielem andern auch für 500 amerikanische High-School students Französisch-Sprachkurse veranstalten.

Neben den vielen Reiseleitern, die wir immer benötigen und wofür man sich auch jetzt schon melden kann, suchen wir nun für diese Sprachkurse folgende studentische Mitarbeiter (innen):

Leysin (13. Juni bis 24. Juli)

1. Administrativen Leiter der Kurse (Chef des Schulsekretariats)

Anforderungen: Englisch perfekt, Verantwortungsbewusstsein, Freude und Gewandtheit im Umgang mit Menschen, wenn möglich Erfahrung mit Amerikanern, Durchsetzungsvermögen, Beweglichkeit und Improvisationsvermögen.

Einarbeitung ab Anfang Sommersemester zirka 1-2 Tage pro Woche im SSR.

Entschädigung: Fr. 1200.- bis 1400.- und freie Station.

2. Sekretärin und Stellvertreterin des Leiters

Anforderungen: Englisch schriftlich und mündlich, Maschinenschriften, Gewandtheit im Umgang mit Menschen, Beweglichkeit.

3. Lehrer

Anforderungen: franz. Muttersprache (evtl. Romanisten, die auch die französische Umgangssprache fliessend beherrschen), gute Kenntnisse der englischen Sprache, wenn möglich Lehrerefahrung. Verpflichtung für 20 Stunden pro Woche.

Entschädigung: Fr. 1000.- und freie Station (Halbpension).

4. 2-3 Sekretärinnen für Hotelreceptionen

Anforderungen: Englisch mündlich, Freude und Gewandtheit im Umgang mit Menschen.

Entschädigung: Fr. 700.- und freie Station.

Lausanne (5. Juli bis 14. August)

1. Administrativen Leiter der Kurse

Anforderungen und Entschädigung siehe Leysin.

2. Sekretärin

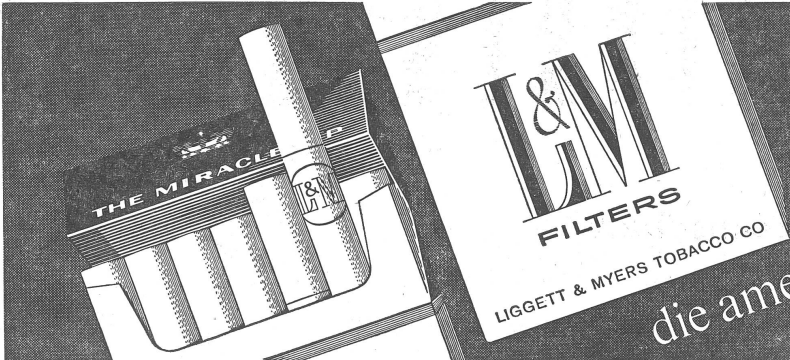
Anforderungen und Entschädigung wie in Leysin, eventuell Möglichkeit von nur teilweiser Beschäftigung (ca. 6 Stunden pro Tag).

3. Lehrer

Nur solche, die in Lausanne wohnen, da keine Möglichkeit für Unterkunft in der Schule vorhanden.

Bewerbungen erwarten wir möglichst bald, jedoch bis spätestens 15. April persönlich, telefonisch oder schriftlich an den Schweizerischen Studentenreisendienst, Leonhardstrasse 19, 8001 Zürich, Telefon 47 30 00 (Abteilung Incoming Tours).

Hansuelli Sauter



LIGGETT & MYERS TOBACCO CO

die amerikanische Erfolgsmarke
Box / King Size Fr. 1.20

Die Bleihammer-Narkose:



Am 28. Februar 2 x nein

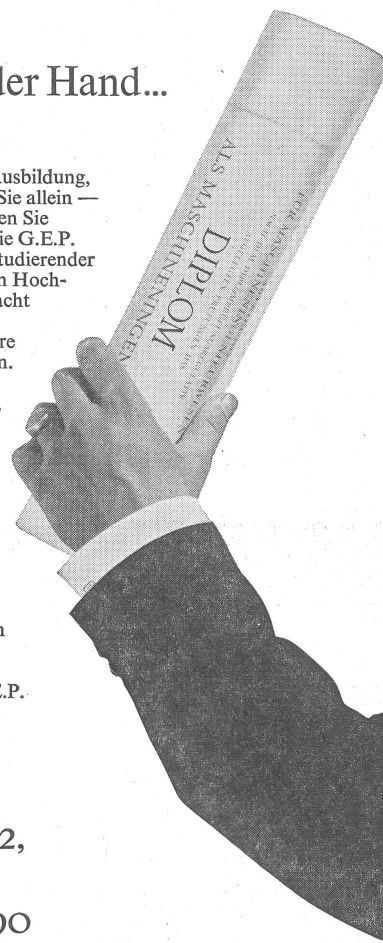
Landesring

Das Diplom in der Hand...

macht noch keine Karriere!

Es bescheinigt Ihnen eine gute Ausbildung, aber vorwärts kommen müssen Sie allein — das heisst nicht ganz allein. Haben Sie schon von der G.E.P. gehört? Die G.E.P. ist die Gesellschaft ehemaliger Studierender der Eidgenössischen Technischen Hochschule, die es sich zum Ziel gemacht hat, den Kontakt zwischen den «Ehemaligen» zu stärken und ihre beruflichen Interessen zu fördern. Gesellschaftliche Treffen, akademische Fortbildungskurse, eine internationale Stellenvermittlung und Beratungsdienste im In- und Ausland helfen den Mitgliedern der G.E.P., wohin sie auch kommen, einen Schritt weiter auf Ihrem Berufsweg. Eine gute Sache — finden Sie nicht auch? Und noch dazu eine, die sich seit langer Zeit bewährt hat. Verlangen Sie einen Prospekt der G.E.P. auf der Rektorskanzlei der ETH oder beim Generalsekretariat der G.E.P. Staffelstrasse 12, Zürich 45 Tel. 051' 25 60 90

G.E.P.
Staffelstrasse 12,
Zürich 45
Tel. 051' 25 60 90



Coiffeur E. Hotz

Zürich 1
Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermäßigung
Haarschneiden
ausgenommen
am Samstag

Dienstag den ganzen
Tag geschlossen

Lichtpausen Plandruck Offsetdruck Photokopien Dissertationen

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40



Studenten!

Während Ihren nächsten Semesterferien finden Sie bei uns eine

lohnende Beschäftigung als

WÄCHTER

Sie verdienen monatlich Fr. 890.— zuzüglich zirka Fr. 100.— Ueberzeitschädigung. Die Arbeit als Wächter bringt Ihnen zudem einen gesunden Ausgleich zu Ihrem anstrengenden Studium.

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telefonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

Securitas AG

Militärstrasse 24, 8021 Zürich, Telefon 27 43 10

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Konzertreihe alter Musik

1. März: Meisterwerke barocker Gesangskunst
31. März: J. S. Bach und seine Söhne
(Flöte/Cembalo)
10. Mai: Claviere und Claviermusik bis 1775
Vorverkauf: Hug, Jecklin und Kuoni
Interessenten für den Abendkurs (barocke Kammermusik) senden ihre Adresse an:
Konzertreihe alter Musik, Susenbergstr. 152, 8044 Zürich.

1000 Paare SKI

in Holz und Metall warten auf Sie! Riesenauswahl auch in Keilhosen, Skijacken und Schuhen. Günstig, da direkt ab Lager!

W. Stadelmann & Co. Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB) Telefon 44 95 14

SEITE DER WISSENSCHAFT

Zwei Uebel unserer Zeit: Dämon Technik und Fetisch Wissenschaft

Von Prof. Dr. Walther Gerlach, München

Der nachstehende Beitrag ist ein leicht gekürzt wiedergegebener Vortrag, den Prof. Gerlach Anfang 1964 an einem Vortrags- und Ausspracheabend der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft gehalten hat. Prof. Gerlach gab uns lebenswichtigeweise das Abdrucksrecht für diesen Aufsatz, wofür wir ihm herzlich danken.

Die paar Betrachtungen, quasi Maximen und Reflexionen, die ich Ihnen heute vortragen will, sind durchaus ernst gemeint, werden aber durchaus nicht seriös behandelt – um einen Stil zu vermeiden, den man mir in diesem Hause doch nicht glauben würde; sie kreisen um Fragen, welche im Wirkungsbereich der Forschungsgemeinschaft liegen, aber doch weit über diesen hinausgehen. Sie sind nicht fachlich gebunden, betreffen aber die Verbindung von fachlicher Arbeit mit dem Leben, die in den Begriffen *Wissenschaft, Forschung, Technik* zum Ausdruck kommt.

Technik und Wissenschaft stehen im Denken sehr vieler Menschen unserer Zeit in einem merkwürdigen Zwielicht. Ihrer Auswirkung in der gesamten Gestaltung unseres Lebens, vom Leben des Individuums bis zu dem der Menschheit, kann nur von dem geistig Blinden nicht gesehen werden. Aber ein allgemeines Verständnis für ihre menschliche Bedeutung, gar für ihre Voraussetzungen und ihre Konsequenzen ist schon seltener – wo sollte eine Einsicht der Allgemeinheit bei der geringen Sorge hierfür in den Kulturverwaltungen auch herkommen. Weithin fehlt eine *echte Achtung* vor Technik und Wissenschaft – im merkwürdigen Gegensatz zu dem Verlangen nach technisch neuesten Luxusgütern und zu dem im öffentlichen Leben nicht übersehbaren Drang nach Doktor- und Professortitel.

I.

Sprechen wir zuerst von der *Technik*. Jeder bedient sich ihrer und schimpft, wenn sie einmal nicht funktioniert, wenn sie ihm nicht den persönlichen Nutzen und Vorteil, die Sicherheit und Bequemlichkeit bietet, welche er für sich verlangt. Wenn aber die Verwendung technischer Hilfsmittel, die Rücksicht auf die der Allgemeinheit dienenden technischen Anlagen, Sicherheitsvorschriften spezieller und allgemeiner Art zu *Beschränkungen der persönlichen Freiheit* führen, so klagt er, dass die Technik den Menschen beherrsche, ihn zum Sklaven mache. Wer gar den Verlockungen zur unbedachten Verwendung unterliegt, wer unter den aus unverfügbarem Gebrauch folgenden körperlichen und geistigen Schäden leidet, wer aus Angst vor dem Missbrauch technischer Möglichkeiten Ruhe und Lebensfreude verliert, der glaubt sich einem bösen Geist, dem *Dämon Technik* ausgeliefert, gegen den er machtlos ist. Tritt dann das Unheil ein, so kann er seine Hände in Unschuld waschen, die Verantwortung abschieben auf den bösen Geist, den Dämon.

Der Naturwissenschaftler kann geradezu noch froh sein über die Entdeckung dieses Dämons, dass ihm so nicht die ganze Verantwortung dafür zugeschoben wird, dass Menschen alle Erkenntnis – vom promethischen Feuer, welches die Kultur begründete, bis zur Entdeckung der Atomkernenergie, auf der allein die Hoffnung auf zukünftige Kultur beruht –, dass Menschen alle Erkenntnis immer wieder zur Vernichtung des auf gleicher Erkenntnis beruhenden Werte verwendeten, unbelehrbar durch die Historie, welche noch in allen Fällen die Nutzlosigkeit und die Selbstschädigung solchen Handelns erwiesen hat.

Wer aber von dem Dämon sich bis in seine private Sphäre unter Druck gesetzt fühlt, der braucht sich nur einer wunderbaren technischen Erfindung zu bedienen, überall vorhanden und beispielhaft am Radio- oder Fernsehapparat demonstrierbar: jenes kleinen Knöpfchens »AUS«, dessen leises Niederdrücken den ganzen Dämonenspektakel momentan zum Erliegen bringt! Und ist nicht jedem Mensch ein solches Knöpfchen gegeben – *Vernunft, ethische Hemmung, moralische Verantwortung*, oder auch nur *Selbstschutz* –, dessen pflegliche Wartung und dessen Bedienung zur rechten Zeit ihm zeigt, wie unsinnig und letzten Endes unheilvoll, wie feige und verwerflich es ist, das eigene Verschulden einem Dämon aufzubürden?

Der Mensch kann nicht von der Technik beherrscht werden; er ist es, der die Technik zur *Bedrückung eigener Herrschgelüste* missbraucht. Und wenn ihm durch die auf der Hand liegenden Möglichkeiten Verführung droht, so halte er sich an jenen Kinderspruch, frei von allen Dogmen und Ideologien: »Wenn dich die bösen Buben locken...«

II.

Was verstehen wir unter Technik, wie kam es zu ihr, wo liegt ihre Bedeutung, ihre Gefahr? Es ist immer ganz gut, von der ursprünglichen Bedeutung eines Wortes auszugehen. »Techné ist ein sehr allgemeiner Begriff – man kann seinen Inhalt

etwa bezeichnen: alles Handeln, das bewusst und gezielt eine geistige Vorstellung realisiert, vom Kunstwerk über Handwerk, Heilverfahren (nicht aber Heilkunde, eine feine Unterscheidung zwischen theoretischer und praktischer Medizin) bis zu List und Betrug. »Technik« ist der Köhner – in den Künsten und im Betrügen.

Die heutige Verwendung ist nicht weniger vielseitig – um nur einige Fälle zu nennen: Maltechnik, Schlagtechnik des Dirigenten und des Boxers, die Bogentechnik des Geigenspielers, die Lern- und Lehrtechnik, die Verhandlungstechnik, alles im individuellen Bezug, aber auch Schweisstechnik, Schleiftechnik, Vakuumtechnik oder gar die sonderbarste Wortbildung Elektrotechnik... Das Wort Technik wird gern als Gegensatz zur Kunst gebraucht und zeigt auch die Aenderung von Ansichten: Aus der Kunst des Buchdrucks wurde die Drucktechnik, aus der Technik des Stein-schneiders die Kunst des Chirurgen!

Die Technik, von der wir hier sprechen, ist eine Tochter der neuen Naturwissenschaft, welche – ganz im Sinn des ursprünglichen »Techné« – Ergebnisse des Nachdenkens über die Natur materiell für menschliche Zwecke realisiert. Sie ruht auf den beiden Pfeilern der neuen Naturwissenschaft: dem Experiment und dem rationalen Denken, die sie nun beide zu einer ihrer eigenen Zwecken angepassten Form fortentwickelte. Deshalb konnten weder die dogmatisch noch die philosophisch gebundene Naturphilosophie zu einer Technik führen. Erst mit der Autonomie der Naturwissenschaft, mit der Lösung ihrer Abhängigkeit von kirchlichen oder von der Kirche sanktionierten Autoritäten durch Galilei und Kepler bald nach 1600 waren auch der technischen Entwicklung wissenschaftliches Fundament und freie Bahn gegeben.

Die Folgerung aus dieser nicht bestreitbaren Tatsache wäre, dass auch die Technik – wie die Naturwissenschaft – ein von allen metaphysischen Elementen freier und freizuhaltender Bereich der menschlichen Ratio sei. Dass dieses aber nicht der Fall ist, beruht darauf, dass die Technik ein mit dem Menschen verbundenes, auf das menschliche Leben gerichtetes, also auch ein materielles Ziel hat. Ein solches widerspricht dem Wesen der Naturwissenschaft.

Der technischen Möglichkeit übergeordnet ist die Humanität – in doppelter Beziehung. Es ist der Zweck der Technik, Erkenntnisse zur Steigerung der Humanität zu nutzen. Wo sie es kann, ist es die Pflicht des Menschen, sie anzuwenden, weiterzuentwickeln. Sie hat schon unsagbaren Nutzen gebracht: die Sklaverei unnötig – weil unzweckmässig – gemacht, die Menschen sich näher gebracht, die Schicksalsgemeinschaft ermöglicht durch Anteilnahme an Freude und Schmerz und durch Hilfeleistungen. Die Technik hat den Menschen die Schönheiten der weiten Welt, die Werte der Künste erschlossen, kurz das Leben lebenswerter, die Arbeit menschenwürdiger gestaltet. Diese Ausbreitung der Technik für die Zwecke der Allgemeinheit wollen wir die Technisierung des Lebens nennen.

Die Technik und die Technisierung – und das ist die zweite menschliche Beziehung, nun keine Feststellung, sondern eine Forderung – sind nur da berechtigt, wo sie die allgemeine Humanität fördern; dieser allein unterliegt ihr Gebrauch durch den Menschen – es ist eine Forderung der Vernunft an das Wirken des Verstandes.

III.

Es liegt im Wesen der Technik, dass der Mensch, welcher sie gebrauchen, welcher ihren Segen geniessen will, sich den Gesetzen der Technik unterwerfen muss. Das gilt in so höherem Masse, als die Allgemeinheit Nutznießerin der Technik wird, bei der – wie wir es nannten – Technisierung des alltäglichen Lebens. Es gilt sogar in gleichem Mass für den Menschen, der – aus welchen Gründen auch immer – für seinen eigenen Bedarf, für die Gestaltung seines eigenen Lebens, den Gebrauch technischer Hilfsmittel ablehnt.

Ein Grundgesetz aller Technik ist der *planmässige, der geordnete Ablauf der Arbeitsgänge*; das gilt ganz allgemein: es gilt für die einzelne Maschine, für einen Fabrikationsgang; es gilt für die Technisierung, etwa für die Versorgung mit Wasser und Elektrizität, für Eisenbahn und Strassenverkehr; es gilt für alle die Faktoren, welche man unter dem Begriff Hygiene zusammenfassen kann – das aber sind nur einzelne Beispiele.

Will der Mensch sich einer Technik bedienen, d. h. sich in den Ablauf einer Technik einschalten, so muss er das also so machen, dass dieser Ablauf nicht gestört wird. Da dieser auf einer strengen, naturgesetzlich begründeten Organisation beruht, verlangt die Benutzung der Technik – allgemein das Leben in der technisierten Welt – eine gleich strenge Organisation des Verhaltens des Menschen.

Organisation heisst immer *Einschränkung, partieller Verlust der individuellen Freiheit*. Denken wir nur an den Strassenverkehr, die roten und

grünen Ampeln; sie sind für Automobil, Kinderwagen und Fussgänger gleich verpflichtend – mit der einzigen Ausnahme, dass der Fussgänger »bei Grün« den Fahrdamm nicht überschreiten muss, sondern auf der gleichen Strassenseite bleiben kann, wenn er das will. Das ist die einzige ihm verbliebene Freiheit – allgemein gesprochen: Dem Menschen bleibt die freie Entscheidung, ob er ein technisches Mittel anwenden will oder nicht. Aber selbst im letzteren Fall ist ihm eine Freiheit genommen: Er darf nichts tun, was dem andern oder der Allgemeinheit die Benutzung der technischen Hilfsmittel erschwert, und er darf nichts nicht tun, wenn dadurch dem andern oder der Allgemeinheit ein Schaden erwächst oder der höhere Zweck der Technisierung gefährdet würde.

Hier müssen wir also die vorhin gemachte Bemerkung, dass es der freien Willensentscheidung eines Menschen überlassen ist, ob er sich der Technik bedienen und damit ihren Forderungen unterwerfen will oder nicht, einschränken.

Die Grenze liegt da, wo die individuellen Interessen hinter die Interessen der Allgemeinheit zurücktreten haben, wo die *Sozialität gegenüber der Individualität den Vorrang hat*. Das gilt sowohl für die Benutzung technischer Möglichkeiten als auch für die Ablehnung technischer Einrichtungen, welche der Allgemeinheit dienen; und es gilt infolge der durch die Technik gegebenen weltweiten Verbindungen genauso für die Völker: Dem individuellen Denken entspricht der Nationalismus, der Sozialität die Gemeinschaft der Völker, die Menschheit.

Ein überzeugendes Beispiel – aber wirklich nur ein Beispiel – bietet die schon zitierte Hygiene. Diese ist in allen Beziehungen, in ihrer Begründung, ihrer Organisation, ihren Hilfsmitteln Technik und Technisierung des Lebens. Es steht nun dem einzelnen nicht frei, sich hygienischen Forderungen zu unterwerfen oder nicht – und das kann zu solch schwerwiegenden Konsequenzen führen wie das Aufgeben des Rechts auf den eigenen Körper. Die Grenze liegt da, wo das Verhalten des einzelnen das Leben anderer gefährdet. Auf die Völker übertragen heisst das, dass alle die gleiche hygienische Organisation durchführen müssen – selbst wenn es zu schwerwiegenden Konsequenzen führt wie das Aufgeben mythischer, metaphysischer Prinzipien in anderen Kulturen. Denn im weltweiten Handelsverkehr werden durch Verschleppung von Seuchen die von der Technik geschaffene Verbindung, die gegenseitige Hilfe mit Gütern behindert, ganz abgesehen davon, dass eine allgemeine Hygiene eine Vorbedingung für jede moderne Industrialisierung ist, was bei den technischen Entwicklungshilfen oft nicht beachtet wird.

Der Verlust von Freiheit ist das Entgelt, das der entrichten muss, der die Vorteile der Technik geniessen will; es ist der Beitrag, den das Individuum, die Sozialität und das Volk bezahlen müssen, damit die Technik zum Segen für die Menschheit wird, zur Erfüllung ihrer humanistischen Sendung. Hier ist der individuellen Freiheit die Grenze gesetzt – das Scherzwort, dass man zu seinem Glück gezwungen werden muss, wird hier bitterer Ernst.

All das verlangt gebieterisch ein neues Denken, ein Denken in diesen Kategorien. Von der Technik richtigen Gebrauch machen heisst mit der Technik Segen der Technik fluch besiegen. Allerdings sagt Goethe bei der Betrachtung der Anfänge der Technisierung – allerdings gehört eine höhere Kultur dazu, mit dem von aussen herangerückten Falschen einigermassen fertig zu werden. Er dachte an die geistige Gefahr, dass die Mechanisierung im Handeln auch zu einer Mechanisierung im Denken werde. Für unsere Zeit ist eine neue Gefahr hinzugekommen: Die Technik hat dem Menschen das Schicksal der Menschheit, die Entscheidung über ihr Sein oder ihr Ende in die Hand gegeben. Ich meine, dass die Einsicht in diese Lage – und sie ist so ganz nüchtern gekennzeichnet – zur Einsicht dessen führen sollte, dass – wie das Leben des einzelnen – so auch die durch die Technik veränderte Welt nicht mit Prinzipien geführt werden kann, welche aus einer Zeit stammen, als die Menschen noch nichts von alledem ahnten.

Einsicht muss auch bestehen in die *Notwendigkeit der Kontrolle* des Verhaltens des einzelnen wie der Völker und auch in die Notwendigkeit, dieses Verhalten entsprechend neuen technischen Entwicklungen immer neu zu reglementieren. Solches verleitet erfahrungsgemäss zu Herrschaft – bei Polizei und Politik mutatis mutandis ist es die gleiche Sache –, und hieraus entsteht *Misstrauen*. An ihm entzündet sich, von ihm wird genährt der Streit, ob es sich um Verordnungen über Lebensmittel und Strassenverkehr oder über Abrüstungen und Atomexplosionen handelt, obwohl es sich doch nur um die Reduktion der mit jeder Technik verbundenen Gefahren auf ein unvermeidbares Minimum handelt. Diese aber hat nicht der Dämon heimtückisch in sie hineingebracht – sie

liegen in den gleichen wissenschaftlichen Erkenntnissen, die zu einer Technik führten; und diese liefern auch die optimalen Schutzmittel und auch die Einsicht in die Folgen bei Nichtbeachtung der Gefahren. Man muss nur mit Vernunft die Konsequenzen aus der wissenschaftlichen Fundierung der Technik ziehen.

IV.

In sonderbarem innerem Widerspruch zu der verbreiteten Angst vor einer Vergewaltigung durch die Technik, die doch eine Folge der Wissenschaft ist, steht eine durch alle Bereiche unseres Lebens gehende *Bevorzugung des Wortes Wissenschaft*. Es gibt nicht viel Wörter, welche mit solchem Anspruch auf besondere Beachtung benutzt werden: Es beweist das äusserst mögliche Bemühen um Sorgfalt und Sachlichkeit, es verschafft die beste Empfehlung, es bezeichnet die stärkste Sicherung der Autorität; die Berufung auf »die Wissenschaft« weist schon den Versuch eines Widerspruchs mit bedauerndem Achselzucken zurück; sie verbürgt einer Äusserung eine höhere Bedeutung, den Glanz der unwidersprechbaren Gültigkeit. Wissenschaft gilt als ultima ratio in allen Schwierigkeiten: *Der vom Dämon Technik bedrohten Menschheit wurde der rettende Fetisch Wissenschaft geschenkt*.

Sehen wir uns ein paar Beispiele an. Es gibt Ernährungswissenschaft und Bibelwissenschaft, Holz-, Geistes- und Natur-, Theater-, Zeitungs- und Kriegswissenschaft, Verkehrs- und flugwissenschaftliche Gesellschaften, wissenschaftliche Vorlesungen, Studien, Prüfungen, Diplome, wissenschaftliche Fuss- und Hauptpflege, wissenschaftlich erprobte Schuhe, wissenschaftlich begründete Kochrezepte, wissenschaftlich geprüftes Klopapier, wissenschaftlich untermauerte Meinungen und Gutachten, wissenschaftliche Zeitschriften, Bücher, Vorträge und Vereine, wissenschaftliche Räte und Beiräte und einen Wissenschaftsrat, wissenschaftliche Hochschulen und Akademien, Museen und Sammlungen und sogar ein Ministerium für wissenschaftliche Forschung. Soll hier eine Unterscheidung oder ein Gegensatz betont werden – ich meine etwa; wissenschaftliches oder künstlerisches Museum? Nein, antwortete man mir einmal, nicht oder, sondern und; denn die Bilder sind wissenschaftlich gehängt, der Katalog enthält wissenschaftliche Angaben.

Schon dieses noch sehr unvollständige Aufzählung zeigt, dass das Leben nicht nur »vertechnisiert«, sondern auch »verwissenschaftlicht« ist, weil in den mannigfaltigen Bezügen, in Verbindung mit allen Faktoren des Lebens (geistiger und materieller Art) Wissenschaft als Subjekt, Adjektiv, Adverb erscheint – von begrifflicher Einheit allerdings keine Spur!

Nun gut – es gibt ja auch Strassenpflaster und Wundplaster; nur darf man sie nicht verwwechseln! Solches scheint aber bei »Wissenschaft« fast an der Tagesordnung.

VI.

Darüber brauchte man wohl kein Wort zu verlieren, wenn es sich nur um dieses handeln würde. Aber der falsche Gebrauch, der *Misbrauch des Wortes Wissenschaft führt zu einem falschen Begriff von Wissenschaft und zu recht bedenklichen Folgen für unser Denken über lebenswichtige Fragen*, weil unsere Lebensgestaltung nun einmal das Ergebnis einer langen, vorwiegend naturwissenschaftlichen Entwicklung ist, die noch ungelösten Lebensprobleme damit auch Probleme der Wissenschaft sind.

Nun ist in der Tat »Wissenschaft« ein höchst unglückliches Wort, daher zum Schlagwort prädestiniert, d. h. man kann sich vielerlei oder auch nichts darunter vorstellen, aber schon der Begriff Wissen macht Eindruck, und Wissenschaft liegt Scientia, das Wissen, zugrund, und Wissen ist ja Macht.

Es gibt eine grosse Literatur über den Begriff und die Aenderung des Begriffs Wissenschaft von den vorchristlichen bis in unsere Zeiten – um nur aus der neuen Geschichte einiges zu nennen: Etwa im XV. Jahrhundert die Einführung der »Erfahrungswissenschaft«, gefolgt von Galileis und Keplers »exakter Naturwissenschaft«, der »philosophia naturalis, oder Kants Frage, ob Theologie eine Wissenschaft sei, und aus dem Ende des letzten Jahrhunderts meines Biebricher Landsmanns Dilthey Trennung in Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften; fruchtbar war diese insofern, als sie Anlass zu endlosen Diskussionen bis in die Gegenwart gab – die Einheit der Wissenschaft ist ein beliebtes Thema für akademische Festreden – meist von Geisteswissenschaftlern stammend, welche über das, was Naturwissenschaft ist, selten eine zutreffende Ansicht haben. Wie wohl wird einem, wenn man Titel alter Bücher liest: etwa Compendium der Arzneigelehrtheit oder die Gottesgelehrtheit. Uebrigens hat es meines Erachtens eine »Einheit der Wissenschaft« nie gegeben. Als noch alles Theologie war oder der Theologie als letzter Instanz untertan, gab es vielleicht eine geistige Einheit; aber es gab ja auch noch keine autonome Wissenschaft.

VII.

Wenn ich den Begriff Wissenschaft benutze, so will ich damit eine bestimmte Arbeitsmethode kennzeichnen, welche nach einigen Ansätzen zu Beginn des XVII. Jahrhunderts von Galileo Galilei und von Johannes Kepler begründet wurde – unab-

Fortsetzung auf Seite 11

Der Baubeschluss – ein amtlicher Leerlauf

Infolge der Kreditverknappung haben viele Kantone den ihnen gemäss Baubeschluss zustehenden Plafond nicht ausgenützt. Ja noch mehr: Zahlreiche Projekte, denen die Bewilligung im Sinne des Baubeschlusses erteilt worden war, kamen wegen Finanzierungsschwierigkeiten gar nicht zur Ausführung. Der Baubeschluss ist ein **Schlag ins Wasser!**

Ein typisches Beispiel: Die Regierung des Kantons St. Gallen hat auf Beginn dieses Jahres alle durch die Baudämpfungskommission verweigerten Bauvorhaben nachträglich bewilligt. So etwas ist **amtlicher Leerlauf in Reinkultur!**

Aus unserer freiheitlichen Grundhaltung heraus lehnen wir derartige **überflüssige Staatseingriffe** entschieden ab. Der Baubeschluss bringt uns bloss Aerger, Umtriebe, Verzögerungen und damit höhere Baukosten. Soll das Teuerungskämpfung sein?

Daher: **Fort mit diesem amtlichen Leerlauf!**

BAUBESCHLUSS: **NEIN**

Eidgenössisches Aktionskomitee gegen den Baubeschluss

Gestern, heute, morgen ...

*Der ist ein Narr, der nicht versteht,
Was ihm ein Arzt in Nöten rät,
Und er nicht recht Diät will leben,
Wie ihm der Arzt hat aufgegeben,
Und der für Wein das Wasser nimmt
Und andres, was ihm sonst nicht ziemt,
Und schaut, dass er sein Lüstchen labe,
Bis man ihn hinträgt zu dem Grabe.
Wer bald der Krankheit will entgehn,
Der soll dem Anfang widerstehn,
Denn Arznei muss wirken lang,
Wenn Krankheit schon nahm Ueberhang.
Wer gern will werden bald gesund,
Der zeig dem Arzte recht die Wund!
Und dulde, dass man sie aufbreche
Oder mit Sonden darin steche,
Sie hefte, wasche und verbinde,
Ob man ihm auch die Haut abschinde,
Damit ihm nur das Leben bleibe ...*
Aus Sebastian Brants »Narrenschiffe 1494

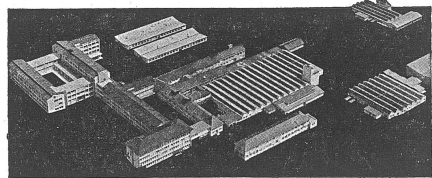
Seit das Wort »Ueberfremdung« in die ersten Ränge des schweizerischen Wortschatzes gerückt ist, haben es die Extremski unter den politischen Strategen auch bereits verstanden, mit diesem neuesten Schlagler die Werbetrommel tüchtig zu rühren. Manifeste, Memoranden, Resolutionen, 10-Punkte-Programme, Initiativen, Motionen und Postulate werden zurzeit in Serie produziert und sollen dem Bürger vor Augen führen, dass »man« Mut habe, selbst das heisseste Eisen anzufassen. Alle diese Ergüsse sind sich darin einig: So kann es nicht mehr weitergehen, die Fremdarbeiterzahl muss reduziert werden. Die vielen fleissigen Schreibearten der verschiedensten Sekretariate könnten beinahe alle auf dieses Satzchen zusammengestrichen werden...

Kommt da ein Arbeiter oder sogar eine ganze Belegschaft auf die – eigentlich gar nicht so fernliegende – Idee, ob man denn nicht wenigstens ein halbes Stündchen pro Woche mehr arbeiten könnte, vielleicht nur vorübergehend, um der jetzt so unbefriedigenden Entwicklung die Spitze zu nehmen. Oh, lieber Arbeiter, das hättest du nicht sagen dürfen, solche Wunden darf man nicht aufdecken, davon braucht der Herr Doktor nichts zu wissen. Und überhaupt, so etwas will ein rechter Arbeiter gar nicht; solche hinterwäldlerische Vorschläge kommen doch nur von gewinnsüchtigen Unternehmern... Etwas polemisch; zu wenig sachlich. Zugegeben. Aber nun einmal ehrlich: Wieviel Sekretariats-Bosse hatten wohl nach den Arbeiterumfragen in einzelnen Betrieben etwas Bauchgrimmen oder gar eine schlaflose Nacht? – Oder ist diese Frage indiskret?

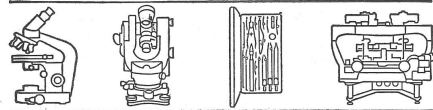


**FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH**

Optische und feinmechanische Präzisions-Instrumente



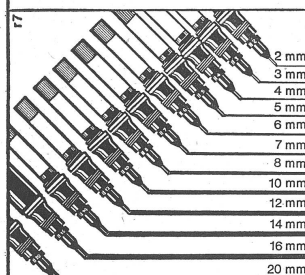
Wild in Heerbrugg, das modernste und grösste optische Werk der Schweiz liefert in alle Welt: Vermessungsinstrumente, Fliegerkamern und Autographen für die Photogrammetrie, Forschungs-Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge aus rostfreiem Chrom-Stahl



Prospekte und Offerten durch Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/SG
Optische Werke

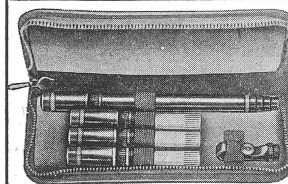
**WILD
HEERBRUGG**

Schablonen-schreiben leichter, schneller, rationeller mit...



Gelenkstück Fr. 2.50

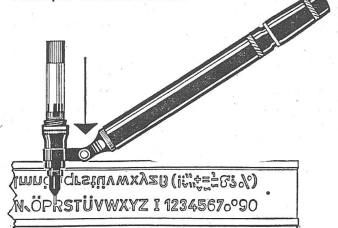
Die Schreibelemente dieses Systems haben zur Erzielung normgerechter Schablonenschriften eine plan-geschliffene Röhrenspitze.



rotring VARIOSCRIPT

NEU! Das VARIOSCRIPT-System enthält nun 12 Schreibelemente für Normschriften von 2 – 20 mm, dazu die passenden „rotring“-Schablonen.

Preis per Element Fr. 8.75



Mit Hilfe des Gelenkstüekes wird eine ungehinderte Sicht auf die Schreibspitze und eine Anpassung an jede Handhaltung ermöglicht.

Grosser Satz
mit 8 Elementen, 1 Füllflasche Zeichentusche, 1 Halterschaft, 1 Zwischenring, 1 Gelenkstück.
In Klarsichtkasten Fr. 80.–
In Kunstlederretui Fr. 84.–
In Etui echt Saffianleder Fr. 90.50

Kleiner Satz
in Kunstlederretui (Abbildung) Fr. 42.–

Die neue rotring-Zeichentusche ergibt kontrastreiche, klare Schwarz-Weiss-Lichtpausen.



Verkauf durch das Fachgeschäft. Ausführlicher Prospekt Nr. 704 durch das Fachgeschäft oder die Generalvertretung: KAEGL AG. ZÜRICH 1 Uraniastrasse 40 Tel. (051) 23 53 30

Fortsetzung von Seite 9

hängig voneinander und auch in verschiedener Art, aber nach gleichen Grundsätzen:

1. Die unvoreingenommene Beobachtung dessen, was die Natur zeigt, die Frage »Wie?«
2. Das Streben, mit rein rationalen Überlegungen »von dem Sein der Dinge zu den Ursachen ihres Seins vorzudringen« – so von Kepler formuliert –, also die Frage »Warum«.

Dieses war der Bruch mit dem traditionellen, dogmatisch geleiteten und begrenzten Denken über schlechthin alles in der Welt. Jedes nicht aus der Naturbeobachtung kommende Argument, jede nicht der Prüfung durch Beobachtung unterworfen Deutung und Folgerung haben in dieser Wissenschaft nichts zu suchen; sie achtet weder Dogma noch System; sie soll nichts beweisen, sondern etwas erkennen – auch wenn (wie Kepler sagt) hiermit weiter kein Nutzen verbunden ist. Diese neuartige autonome philosophia naturalis – was nichts mit »Naturphilosophie« zu tun hat – brachte dem Abendland seine Bedeutung für die Menschheit; sie wurde auch Vorbild für andere Wissenschaftsbereiche – wie weit mit Erfolg, wie weit überhaupt mit Recht, sei jetzt nicht behandelt. Sie wird die exakte Naturwissenschaft genannt, weil in ihr keine Autorität, nur Verstandesgründe etwas zu sagen haben (wieder eine Formulierung Keplers); sie muss sich stets bewusst sein, dass ein Fortschritt in dem Wissen frühere Vorstellungen aufzugeben zwingen kann, weil diese zwar für eine spezielle erkannte Ordnung gültig, aber für eine umfassendere Ordnung zu speziell, zu einseitig sind, dass – nochmals Kepler – die ganze philosophia naturalis eine stete Erneuerung alter Unwissenheit ist. Sie muss daher alles Erkenntnis immer wieder zum Objekt der Kritik, des Zweifels machen. »In der Physik – sagt Voltaire – muss der Zweifel oft das sein, was in der Mathematik ein Beweis ist, das Resultat einer richtigen Schlussfolgerung.«

Erste Aufgabe dieser Wissenschaft ist, den Bereich des Erkennbaren stetig zu erweitern, unbekannte Bereiche der Natur aufzuspüren; das nennen wir *Forschung*. Sie kennt keine anderen Grenzen als die, welche die Methode setzt; ihre Grenzen werden dauernd weiter hinaus geschoben, weil erfahrungsgemäss eine neue Erkenntnis auch neue Erkenntnismittel liefert.

VII.

Seit dem XVII. Jahrhundert hat diese Wissenschaft nicht nur durch neues Wissen die Stellung des Menschen zur Natur, zur Welt beeinflusst; sie hat ihm früher nicht denkbare Hilfsmittel in die Hand gegeben, um sich gegen natürliche Gefahren zur Wehr zu setzen: So für die Erhaltung der Gesundheit, die Bekämpfung der Krankheiten. Das hat die Wissenschaft populär gemacht; denn ihre Hilfe in schwieriger Lage, in lebensbedrohender Not erlebt jeder einzelne. Solches hat man ausgenutzt, um das Interesse an Wissenschaft allgemein zu fördern, und dabei den Begriff Wissenschaft für weite Kreise mit dem Gedanken an ultima ratio identifiziert: er wurde geradezu zum Fetisch.

Es zeugte kaum eine Woche, ohne dass man aus Zeitungen, aus amtlichen Bulletins oder Verbandsmitteilungen die Einsetzung eines wissenschaftlichen Gremiums, Ausschusses, Beirats erfährt; die Veranlassung liegt fast immer in Schwierigkeiten der Einigung über irgendein Problem, etwa der Politik, der Steuern, der Renten, der Wirtschaft; Ministerien, Gewerkschaften, Unternehmen, Krankenkassen, Landwirtschaft, Handelskammern glauben und hoffen durch Berufung auf wissenschaftliche Gutachten die Objektivität ihres Strebens und die Richtigkeit ihrer Entschlüsse zu beweisen.

Sachlich ist ja nun hiergegen wirklich nichts zu sagen; aber allzu oft muss man feststellen, dass all das recht wenig mit dem strengen Begriff Wissenschaft zu tun hat, dass sogar der Zweck dieser wissenschaftlichen Gutachten der Aufgabe der Wissenschaft nicht entspricht. Diese besteht darin, Tatsachen beizubringen und rational zu ordnen, und nicht unter irgendwelchen Leitmotiven Begründungen für oder gegen eine Ansicht über politische, wirtschaftliche, soziologische Fragen zu geben. Vielfach liegt der Fehler schon in der Aufgabenstellung, der dann sogar offen erkennbar wird, wenn die sogenannte »Richtung der Gutachter« massgeblich für ihre Berufung in ein Gremium ist. Als Magd einer Macht wird »Wissenschaft« gar suspekt; und nicht selten ist echte Wissenschaft dann machtlos gegen handfeste materielle Interessen.

Besonders abzulehnen ist aber das Abschieben der Verantwortung auf das »Urteil der Wissenschaft«: Sie urteilt ebensowenig, wie die Technik beherrscht!

VIII.

Es liegt in der Art jeder wissenschaftlichen Arbeit, dass sie blind sein muss für alle Regungen des Gefühls, dass sie taub ist gegenüber allen menschlichen Wünschen. Selbst wenn sie – schon der Veranlassung entsprechend – nach einem bestimmten Ziel strebt, wenn sie in der Hoffnung unternommen wird, ein bestimmtes Ergebnis zu erreichen: Der echte Wissenschaftler muss wie die Justitia mit verbundenen Augen forschen, nur die Fakten ermitteln, sie rational diskutieren. Dabei darf kein Argument – ob pro oder contra – vermischelt werden.

Was für die wissenschaftliche Arbeit gilt, gilt genau so für das wissenschaftliche Gutachten – sonst verdient es diesen Namen nicht. Deshalb kann ein wissenschaftliches Gutachten niemals für oder gegen etwas, sondern nur über etwas gegeben werden; Wissenschaft kennt keine Interessen, sondern nur Objektivität, Tatsachen und rationale Folgerungen aus ihnen. »Die Wahrheit und nur die Wahrheit ist das Licht, in dem ich wandeln wilk« – so verteidigt Kepler leidenschaftlich seine Ablehnung dogmatischer Begründeter

Machtansprüche. Erst wenn das so gewonnene Urteil feststeht, darf die Binde von den Augen genommen werden. Jetzt können sich Interessenkonflikte zeigen, Widersprüche zwischen Wünschen und Anschauungen, Dogmen und Ideologien auf der einen, den wissenschaftlich-ermittelten Tatsachen und ihren rationalen Konsequenzen auf der anderen Seite.

Nun kann auch der Wissenschaftler unter Wertung der pro- und contra-Argumente sich für einen Standpunkt entscheiden, welcher seiner allgemeinen Anschauung entspricht. Und einem solchen Urteil mag besonderes Gewicht zukommen, wenn er sich in langem Bemühen tiefer in die Probleme hineingedacht hat, als ein anderer. Aber es bleibt ein persönliches Urteil. Wert – insbesondere für eine Entscheidung – hat dieses aber nur, wenn auch die Gegenargumente mit gleicher Offenheit und Klarheit dargelegt werden.

Und wenn nun zwei den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Gutachten sich widersprechen? Dann ist eben das Problem noch nicht reif zu einer wissenschaftlich begründeten Entscheidung. Wenn eine Entscheidung dennoch erforderlich wird – und das mag aus vielen Gründen der Fall sein können –, dann muss sie eben mit anderen Argumenten, aber nicht unter Berufung auf ein wissenschaftliches Gutachten, d.h. auf das gerade passende Gutachten gefällt werden; sie ist dann eben nicht wissenschaftlich begründet. Denn eine wissenschaftliche Aussage – nach dem naturwissenschaftlichen Wissenschaftsbegriff – ist schlechthin allgemein verbindlich. Es gibt auch Fälle – vielfach gerade entscheidende Probleme im Zusammenleben der Menschen, welche nicht – zumindest noch nicht – rational-wissenschaftlich klärbar sind. Dann muss die Wissenschaft eben aus dem Spiel bleiben; gerade hier tummeln sich aber die so gefährlichen pseudowissenschaftlichen Elemente!

IX.

Weil aber schon das Wort Wissenschaft als höhere Weisheit geachtet wird, muss es erst recht als eine grosse Gefahr bezeichnet werden, es zu missbrauchen, gar als leere Angeberei (und nicht selten aus Minderwertigkeitskomplexen, unter denen Einzelne oder ganze Gruppen leiden). Leider wird das immer mehr üblich; schon der eingangs gegebene Katalog zeigt das; ich möchte nur auf die Gepflogenheiten von Zeitungen hinweisen, bei allen möglichen Meldungen sich auf Aussagen von »Wissenschaftlern« oder von »Forschern« zu berufen.

Das sei das letzte Beispiel: Der Missbrauch des Begriffs *Forschung*, des heute so viel strapazierten Wortes: Förderung der Forschung, Forschung von heute ist die Technik, die Wirtschaft, gar das Brot von morgen, reine und angewandte, voraussetzungslose und zweckgebundene Forschung; »Forschung und Lehre« fordern die Hochschulen, mit »Forschung und Service« empfiehlt an Tankstellen eine Oelfirma ihre Produkte. Persönlich gefasst erscheint das Wort in allen möglichen, speziellen Kombinationen, wie Atomforscher, Bielforscher, Haarforscher, Lebensforscher, Meinungsforscher, Weltraumforscher etc. – und wieviel Forschungsgemeinschaften gibt es und für was? Es ist genau wie bei der Wissenschaft: wer forscht, ist etwas

Besseres. Niemand bezweifelt, dass eine Caravelle oder eine V 200 von Ingenieuren gebaut wird; aber Raketen baut der Raketenforscher. Man braucht ja nur in eine Zeitung oder eine Illustrierte zu sehen oder tieferschürfende Reden bei Verbandstagungen zu hören!

Nicht der geistige, nicht der technische, nicht der menschliche Wert – Sensations- und Reklamewert bestimmen, was Forschung, wer Forscher genannt wird. In der Altstadt Hamburg konnte man früher Postkarten kaufen: Ein Mann wühlt in einer Abfalltonne nach noch brauchbaren Dingen; darunter steht »Hamburger Naturforscher«. So nannte man diese armen Leute, – der Vergleich mit manchen heutigen »Forschern« ist gar nicht so abwegig.

Solcher Vielseitigkeit der Verwendung liegt – wenn man von nicht seltener Angeberei, gar von absichtlicher, noch immer erfolgreicher Täuschung absieht – eine Verwechslung von *Forschen* mit *Erforschen* zu Grunde. Man *forscht* nach etwas, man *erforscht* etwas. Kolumbus forschte nach dem Seeweg nach Indien, seine Nachfolger erforschten das gefundene Land. Man *forscht* nach Resten alter Kulturen; sind sie gefunden, so werden sie *erforscht*. Man *forscht* nach Bedingungen für die Existenz von Leben aller Art, aber man *erforscht* die Lebensbedingungen von Bakterien oder Walforen. Ein Meinungsforscher wäre jemand, der nach dem forscht, was Meinung ist, wie sie entsteht; was man Meinungsforschung nennt, ist die Erforschung bestehender und noch öfters nicht bestehender Meinungen. Ich bin nicht optimistisch genug, um auf eine Abstellung solcher eingebürgelter Sprachdummheiten zu hoffen; aber wenn man schon Unsinn sagt, soll man sich dessen wenigstens bewusst sein.

Wie steht es mit Forschen und Erforschen in den Naturwissenschaften? Da gibt es 4 Richtungen, alle von gleich grosser Bedeutung, aber doch, wenn man von der generellen wissenschaftlichen Forderung nach Unvoreingenommenheit und Akribie absieht, recht verschiedener Art, so verschieden, dass sie als geistiges Phänomen nichts miteinander zu tun haben. Die erste forscht nach neuen, dem Verstand erschliessbaren Bereichen; die zweite erforscht die hierbei entdeckten Phänomene. Aus beiden zusammen formt sich wissenschaftliche Erkenntnis. Die dritte forscht, ob eine neue Erkenntnis irgendwo oder irgendwie zu benutzen ist, nach den hierfür zu erfüllenden Bedingungen. Die vierte erforscht die als technisch realisierbar erkannten Möglichkeiten. Drei und vier nennen wir ganz im Sinn der vorher gegebenen Definition *Technik*.

X.

Forschen und Erforschen in der Erkenntnisstufe (Kepler sagt: »Wenn weiter kein Nutzen damit verbunden ist«), Forschen und Erforschen in der Technik (Kepler sagt, »in dem Erkannten nach ausgezeichnetem Nutzen für die Menschen zu suchen«) – wenn man sie so betrachtet, wenn jeder sich an die ihm zukommende Aufgabe hält, kann kein Wettstreit, keine Animosität, kein Minderwertigkeitskomplex auftreten. Das Fehlen einer klaren Scheidung ist ein grosses Uebel in unseren Hochschulen.

Konkrete Tätigkeit des VSETH-Vorstandes

Gemäss dem Erfahrungsprinzip, dass ohne klare Zielsetzung das Tun und Werken im Stilleperforieren steckenbleibt, hat der VSETH-Vorstand die an äusseren Anlässen ärmere Januarzeit dazu benutzt, sich und seinen angegliederten Kommissionen ein konkretes Arbeitsprogramm zu überlegen.

Der allgemeine Standort des VSETH dürfte immer noch in der seit etwa zwei Jahren begonnenen Entwicklung zu finden sein, nämlich sich mehr als nur repräsentativer Aufgaben anzunehmen, im Innern lebendig verwurzelt und in der äusseren studentischen Interessentenvertretung stets informiert präsent zu sein. Die praktischen Auswirkungen dieser bewussten Entwicklung zeigen sich darin, dass nicht weniger als vier neue Kommissionen zu arbeiten begonnen haben. Damit ist erreicht worden, dass die im Dürrenacher VSETH-Seminar herausgearbeiteten Aufgabengebiete auf einer personell breiter Basis in Angriff genommen werden. Es greift also kein »Funktionsprofessionalismus« um sich, durch welchen nur wenige, bezahlte vollamtliche Studentenstellenvertreter die VSETH-Tätigkeit übernehmen. Dies hätte nicht nur finanzielle Nachteile zur Folge, sondern auch personelle: die Exekutive bestünde aus Studenten, die im Studium aussetzen und demzufolge ziemlich isoliert und ohne stetige Beziehung zu Kommilitonen arbeiten würden; damit würde aber unserer inneren Lebendigkeit im Verband Abbruch getan etc. . . .

Doch nun zu unsern praktischen Arbeitspunkten:

Der Präsident (Stöffy Erhardt) vertritt statuten-gemäss den Verband nach aussen. Er ist also der Sprecher des VSETH in denjenigen Gremien, die keine studentische Mehrheit besitzen (Verein des Studentenheims an der ETH, Hilfsaktion, IAESE usw.). Im weitem pflegt er den Kontakt zu den Schulbehörden und versucht den Anliegen des VSETH bei den massgebenden Stellen (öffentliche Behörden, Politiker, Presse und Radio) Gehör zu verschaffen. Die wichtigsten Anliegen sind die Studenteniedlung auf dem Höneggberg, der Neubau des Studentenheims und unsere Vorschläge für Massnahmen gegen die laufende Vertreibung des Studiums in Zürich.

Der Vizepräsident (Mathys Rapp) wird vor allem die Verwaltung und Administration (Sekretariat) nach einem eingehenden Parkinsonstudium reorganisieren, die revidierten Statuten noch einmal redigieren und dem Schulrat vorlegen. Auch

die Aktenordnung und -registration lastet auf seinen Schultern. Im weitem ist er für die Information innerhalb der Kommissionen und einfachen Gesellschaften besorgt.

Dem Quästor (Herbie Link) obliegt die Einführung und Einarbeitung des Zentralbuchhalters. Er studiert Finanzierungsfragen der studentischen Wohnbaukommission und zeichnet für die Neuaufgabe des Polyliederbuches verantwortlich. Mit dem Quästor des Kleinen Studentenrates zusammen überwacht er den Finanzverkehr in den Geschäftsleitungen der einfachen Gesellschaften (früher »gemeinsame Kommissionen beider Hochschulen Zürich«). Unser Quästor vertritt den VSETH an der Konferenz des Internationalen Verbandes der nordeuropäischen Hochschulen in Berlin (N.E.U.E.S.) und wird nachher darlegen, inwiefern sich ein Beitritt des VSETH zu dieser Organisation lohnen würde.

Dem Vizepräsidenten für Hochschulangelegenheiten (Eric Bormand) sind hauptsächlich zwei Arbeiten übertragen: Einerseits die begonnene Sozialumfrage in Zusammenarbeit mit der Studentenschaft der Universität zu Ende zu führen und die Auswertung zu verfolgen sowie die sich daraus ergebenden Resultate zu verwerten. Andererseits präsidentiert er die Studienkommission des VSETH und ist bestrebt, sie möglichst schnell in Gang zu bringen. Hauptgegenstände dieser Kommission werden die Diskussion und das Studium des Labhard-Berichtes im Hinblick auf die ETH sowie die Frage der Studienverlängerung sein.

Der Vizepräsident für Soziales (Walter Stehnerberger) leitet seine junge Sozialkommission, deren Hauptarbeit die Erneuerung der Vergünstigungs- und Lebensfragen bildet. Aber auch die Überprüfung der Versicherungs- und Krankenkassenverhältnisse an der ETH sowie eine Zusammenstellung von Militärbestimmungen für den Studenten werden an die Hand genommen.

Der Vizepräsident für Internationales (Peter Meier) hat die nicht leichte Aufgabe, mit seiner neu beschlossenen internationalen Kommission die vielen internationalen Bestrebungen (Betreuungskommissionen, Auslandsstelle, VWS etc.) zu koordinieren und Parallelitäten zu vermeiden. Hauptziel der Kommission wird es aber sein, die Ausländer unter unsern Kommilitonen den Schweizern näherzubringen, Studentengäste zu betreuen und Abende geselliger und kultureller Art für Auslän-

Man könnte gar sagen, dass auch alles, was nicht Naturwissenschaft und Technik ist, die »Geisteswissenschaften« – die humanities, die economics – in all ihren verschiedenen Sparten und Anwendungen sich in dieses Schema zwanglos einordnen lassen. Ganz sicher besteht im Missbrauch reiner Erkenntnis und ihrer »technische« Realisierung kein Unterschied zwischen »Natur- und Geisteswissenschaften«.

In seinem »Traum vom Monde« spricht Kepler von den neun Wissenschaften, der Zahl nach gleich der der Musen. Wie aber die Musen einen Zug von Eitelkeit haben, so hätten auch die Wissenschaften menschliche Fehler im Gefolge. Die Metaphysik mache aufgelaufen und verführe zu verwirrenden Tüfteleien, die Ethik zu unangebrachtem Eddelstein; die Physik liefere auch den Giftmischern die Mittel, die Astrologie fördere den Aberglauben, die Optik ermögliche Täuschungen der Sinne; Musik begünstige Liebeleien; die Geometrie leiste der ungerechten Verwaltung, die Arithmetik dem Geize Vorschub. Sind alle auch an sich rein und unschuldig, die Menschen missbrauch sie eben. Allein rein geblieben sei die neunte Wissenschaft, die Astronomie, welche den Geist in die nur ihm erreichbaren Weiten führt.

Das hat mit der sogenannten Weltraumforschung aufgehört – auch die Astronomie hat ihre Unschuld verloren. Und Urania, Keplers einzig reine Muse, hat nicht wie ihre Schwestern nur einen Zug zur Eitelkeit bekommen, sie wird, nach den »Forschern der Eroberung des Weltraumes« zu urteilen, direkt zu deren Sinnbild. Es ist noch nicht lange her, dass man sich in einem Film eines dieser Raketen- und Raumfahrtforschungspioniere davon überzeugen konnte.

★

Solche, dem Einsichtigen bedrückende Missstände müssen zu einer Verkenntung des wahren Wesens von Wissenschaft und Forschung führen, gerade der Faktoren, auf denen die Hoffnung für die zukünftige kulturelle Entwicklung beruht, die besonders zu pflegen und vorrangig zu fördern die Entwicklungshilfe ist, welche unsere Generation für die Gestaltung der Zukunft, für die Neuordnung der Menschheit leisten muss. Auf dem falschen Bild von Wissenschaft und Forschung beruht es, wenn sie in unseren Parlamenten in erster Linie als fiskalisches Problem behandelt werden; und die mit allzuviel materiellen Interessen verbundene Berufung auf Forschung und Wissenschaft muss ja zu der Meinung führen, dass das Verlangen nach ihrer bevorzugten Förderung auch nur pro domo erhoben werde.

Die Kritik des falschen Gebrauchs dieser Wörter zielt aber tiefer: auf die zunehmende Oberflächlichkeit und Fehlerhaftigkeit im Sprechen, die überlegte Verwendung von Wörtern. Sie ist verbunden mit oberflächlichem Denken; Fehler in der Sprache führen unvermeidbar zu Fehlern im Denken, – die Humanisten erinnern ich an die Doppelbedeutung des Wortes Logos.

Man sagt nicht mehr, was man denkt; man denkt, was... andere sagen. In seinen Maximen und Reflexionen mahnt Goethe: Alles was wir sagen, sind Glaubensbekenntnisse.

der und Schweizer zu veranstalten (International Students' Club). Insbesondere organisiert und leitet dieses Gremium das VSETH-Austauschprogramm mit der Hochschule Glivice in Polen.

Last but not least sei die Arbeit des Vizepräsidenten für Kultur (Frederik Grever) angeführt. Seine (sehr unstrittene!) Kulturkommission wird mit vielen Mitteln versuchen, den Polystudenten zur vermehrten aktiven kulturellen Tätigkeit zu ermuntern. Dies soll durch Wettbewerbe (Photographie und Kurzgeschichten etc.), Festivals und Unterstützen bereits bestehender Kulturgruppen angestrebt werden. Der VPK präsidentiert daneben auch die Konferenz der Kulturstellenleiter der Fachvereine, welche mit der Koordination des Konzert- und Theaterbillettverkaufs bzw. -ankaufs) uns zum vermehrten (preislich günstigen) Besuch von kulturellen Anlässen anhält.

Es steht also jedem Vorstandsmitglied ein Informations- oder Arbeitsgremium zur Seite. Damit hängt der Vorstand nicht mehr »in der Luft« wie einst. Jedes Vorstandsmitglied gehört auch seiner Kommission an; durch diese Kreuzverbindung ist das allgemein studentische Problem der Information elegant gelöst.

Stöffy Erhardt
Präsident des VSETH

Uebersee-Aufenthalte in Familien

Das »Experiment in International Living«, eine von der Unesco anerkannte Institution, ermöglicht sprachkundigen jungen Leuten im Alter von 20 bis 30 Jahren, den Alltag eines fremden Landes durch Aufenthalte in gastfreundlichen Familien kennenzulernen. Diese engen Kontakte sollen dazu beitragen, die Verständigung über die Grenzen zu fördern.

Für den Sommer 1965 schreibt das Schweizer Sekretariat des »Experiments« verschiedene 5- bis 10wöchige Programme in den USA, Mexiko und Argentinien aus, deren Kosten teilweise durch Stipendien ermässigt werden. Ein besonderes Programm für Studenten im Westen der USA wird in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Studentenreisendienst durchgeführt, während für den Herbst Aufenthalte in Indien und in Israel vorgesehen sind.

Ausführliche Programme können bezogen werden beim »Experiment in International Living«, Dorfstrasse 53, 8800 Thalwil, und bei der Kanzlei des Schweiz. Schularates, Zimmer 48dI, Eidg. Technische Hochschule, Zürich.

Wir bekämpfen: Inflation Ueberfremdung Spekulation

Was wollen wir mit den Konjunkturbeschlüssen?

1. Wir wollen der Spekulation das Handwerk legen
2. Wir wollen mit weniger Fremdarbeitern auskommen
3. Wir wollen Schluss machen mit der übersetzten Steigerung der Baukosten
4. Wir wollen Ersparnisse und Renten schützen
5. Wir wollen die Kaufkraft der Löhne erhalten
6. Wir wollen das ausländische Fluchtkapital vom Markt fernhalten
7. Wir wollen den Wohnungsbau bevorzugen
8. Wir wollen die Mittel für dringende öffentliche Bauvorhaben – Gewässerschutz, Spitäler, Schulhäuser – bereitstellen

Was wurde bisher erreicht?

1. Die Spekulanten haben »kalte Füsse« bekommen
2. 1964 wurden mehr Wohnungen gebaut als im Vorjahr
3. Die Teuerung ging zurück (1963: 3,9% – 1964: 2,3%)
4. Auf dem Liegenschaften- und Baumarkt wachsen die Bäume nicht mehr in den Himmel

Der Abbau des übersetzten Fremdarbeiterbestandes und die immer noch vorhandenen Inflationsgefahren verlangen dringend die Weiterführung der Konjunkturbeschlüsse. Deshalb am 28. Februar

Konjunkturbeschlüsse

2 x ja

Schweizerisches Aktionskomitee für eine gesunde Volkswirtschaft

Welche der berühmtesten
Filtermarken sollten Sie wählen?



In der KENT — mit dem MICRONITE FILTER!
— finden Sie ein vollendetes Gleichgewicht
zwischen Filterwirkung und mildem, auch
Ihnen zusagendem Aroma.

Ein guter Rat: Rauchen Sie **KENT**

»Wie eine Zeitung entsteht«
heisst diese Serie, die wir im
»Zürcher Studenten« veröf-
fentlichen.

Unter dem Titel

Die Lokalredaktion

versuchen wir, Wesentliches
über die Bedeutung dieses
Ressorts im Tages-Anzeiger
zu berichten.



Der Lokalteil des Tages-Anzeigers behandelt alles, was den Zürcher interessiert: Politik, Verkehrsprobleme, Berichte über kulturelle Anlässe usw.

Der Tages-Anzeiger ist die Zeitung auf dem Platz Zürich. Wir pflegen deshalb den Lokalteil besonders und führen zu diesem Zweck einen grossen Mitarbeiterstab, der fast ausschliesslich Originalberichte liefert. Unsere Redaktoren und Mitarbeiter sind mit dem Geschehen in der Stadt Zürich aufs engste vertraut; zum Teil sind sie es seit Jahrzehnten, wie etwa Viktor Zwicky, der kürzlich das 50jährige Jubiläum seiner Mitarbeit feiern konnte und gegenwärtig eine vielbeachtete Serie von etwa einem Dutzend Fortsetzungen, »So war es damals«, veröffentlicht.

Der Lokalteil umfasst alles, was sich in der Stadt Zürich abspielt, von der hohen Politik bis zum Bericht über den kleinen Vereinsanlass und zum Verkehrsunfall. Auf einige kleine Rubriken sei besonders hingewiesen:

— Sporadisch erscheinen Leitartikel unserer Redaktoren, die sich mit Problemen befassen, die gerade aktuell sind oder es demnächst sein werden; z. B.

Steuererhöhung, Sanierung der Verkehrsbetriebe, Stadtplanung usw.

— Jede Gemeinderatssitzung wird von versierten Mitarbeitern aufs genaueste verfolgt, rekapituliert und — gelegentlich — glossiert. Jeder Stadtratbeschluss wird unseren Lesern mitgeteilt.

— Als Gegengewicht zur ersten Politik finden Sie jeden Freitag die Sparte »Falls Sie demnächst ausgehen...« Unser Mitarbeiter Freddy Walker besucht Vergnügungsorte und berichtet in amüsanten Weise, was er gesehen hat. Uebrigens: Sein Job macht ihm immer noch Freude, obwohl er ihn schon monatelang betreibt.

— Neben der aktuellen Berichterstattung finden Sie lokalhistorische und besinnliche Artikel.

— Seit Anfang Februar: Eine tägliche Fernseh rubrik mit Programminweisen und Besprechungen.

— Besonders beliebt: die tägliche Glosse von Felix Bluntschli.

Wer hat das geschrieben?

»Die Art und Weise, wie sie (die Zürcher Polizisten) den modernen Verkehr zu regeln versuchen, ist für einen Fremden nicht ohne weiteres zu verstehen; dabei geben sich die Gendarmen die grösste Mühe und wirken sehr ernst, und vor allem geht es ihnen um die Gerechtigkeit, scheint es, weniger um den Verkehr; an jeder Strassenkreuzung fühlt man sich einer Art moralischer Erziehung unterworfen.«
Frischs Roman »Stille« (1954).
Satz trotzdem. Er steht in Max und gerecht. Aber schon ist der Anzeiger ist menschenfreundlicher. Tages-Anzeiger, denn der Tages-Anzeiger erschien nicht im



Der

— — Ihre Zeitung!

THEATER

Die Premiere ist am Samstag!

»Sechs Personen suchen einen Autor« von Luigi Pirandello

Im Vorwort zu seinem Stück schreibt Pirandello: »Nun muss man wissen, dass ich mich niemals dann begnügt habe, die Gestalt eines Mannes oder einer Frau, so besonders und charakteristisch sie auch sein mochte, darzustellen aus blossem Gefallen an dieser Darstellung, ein besonderes, heiteres oder trauriges Ereignis zu erzählen aus blossem Gefallen an der Erzählung, eine Landschaft zu beschreiben aus blossem Gefallen an der Beschreibung.

Es gibt gewisse Schriftsteller (und nicht wenige), die daran Vergnügen finden, sich damit zufriedengeben und nichts anderes suchen. Diese Schriftsteller sind eigentlich mehr Historiker.

Aber es gibt auch andere, die darüber hinaus, jenseits dieser Neigung, ein tieferes geistiges Bedürfnis empfinden, für die sich Gestalten, Ereignisse, Landschaften verbieten, wenn sie nicht durchdrungen sind von einem besonderen Sinn des Lebens und dadurch keinen allgemeingültigen Wert gewinnen. Das sind die von Natur aus mehr philosophischen Schriftsteller.

Ich habe das Unglück, zu diesen letzteren zu gehören.»

Das Stück »Sechs Personen suchen einen Autor« ist für ein Studententheater in zweifacher Hinsicht bemerkenswert. Einerseits, weil es die Problematik des Theaters selbst gestaltet, anderseits, weil es mit kaum je wiederholter Schärfe die Frage nach der Wirklichkeit einer Person, ja nach der Wirklichkeit als solcher stellt. Theater auf dem Theater hat es schon von jeher gegeben. Pirandello aber zeigt nicht nur das Theater auf dem Theater, sondern die Konsistenz des Theaters überhaupt – und das ist zumindest historisch gesehen von weittragender Bedeutung. Die neue Form des Theaters ist aber nicht nur als solche interessant; sie ist zugleich eine Zurückführung von Pirandellos philosophischer Grundidee (die Relativität der Wirklichkeit) in ein konkretes Phänomen.

Der Ausgangspunkt des ganzen Konflikts ist ein dramaturgisches Problem: Pirandello gestaltet in seinem „Fantasie“ sechs Personen mit feststimmten Charakteren, die untereinander in ein Drama verwickelt sind. Dieses Drama aber – so spannungsgeladen es auch ist – kann auf einer Bühne nicht dargestellt werden. Der Autor, Pirandello, weigert sich darum, ihre Charaktere als Rollen ihres Dramas maskenstücklich zu verwickeln. Dazu kommt, mass er in ihrem Drama keinen »höheren Sinn« fand. Aber nachdem diese Figuren einmal erschaffen sind, lassen sie sich nicht mehr vernichten, sondern streben von sich aus nach Gestaltung, das heisst auf die Bühne. Sie suchen in dem Direktor, der mit seinen Schauspielern ein anderes Stück auf der Bühne probt, einen Gestalter. Da ihr Drama zwar nicht künstlerisch gestaltet, wohl aber in ihnen angelegt ist, können sie es nicht spielen, wohl aber erzählen; und sie vermögen den Direktor durch ihre Erzählung zu fesseln und ihn für ihre Spannung zu interessieren. Gemeinsam wird nun versucht, ihren Stoff auf der Bühne zu gestalten. Aber es zeigt sich, dass dieser sich der Bühne widersetzt – wenigstens den Gesetzen derjenigen Bühne, an die der Direktor und die Schauspieler denken. Die Gestaltwerdung scheitert aus mehreren Gründen: Einmal widerspricht die szenische Offenheit den Charakteren der Mutter, des Sohnes und der Kinder. Die Tragödie des kleinen Jungen spielt sich an einem andern Ort ab als das Mädchen; und obwohl die Mutter versucht, die beiden Mädchen Geschehnisse zusammenzulegen, können der Sohn und die Mutter nicht zusammengebracht werden, ohne dass ihr festgelegter Charakter darunter leiden würde. Wenn die Stiefochter die Mutter herbeizit und ihre Sehnsucht nach dem Sohne dazu benützt, sie zum Spielen zu bringen, weigert sich dieser mitzumachen. Die Stiefochter ihrerseits beharrt auf dem strengsten Naturalismus und wehrt sich aufs heftigste gegen die Darstellung durch Schauspieler. Ebenso

der Vater: »Ich bewundere ihre Schauspieler, Herr Direktor – den Herrn da, und die Dame ... aber wirklich, das sind doch nicht wir ... sie spielen unsere Rollen gut, alle beide. Aber uns erscheint es als etwas ganz anderes. Es müsste das gleiche sein und ist es eben nicht.« Die theatralische Wirklichkeit der Rolle und die reale Wirklichkeit des Schauspielers können nicht völlig identisch sein. Der Schauspieler wird unweigerlich den Charakter der Rolle zerstören, weil er sich nie ganz mit der Rolle identifizieren kann.

Das Drama der sechs Personen ist auf dem Theater nicht realisierbar. Was heisst hier auf dem Theater? Gemeint ist die streng naturalistische Bühne, wie Pirandello sie zu seiner Zeit antrifft. Wenn sich ein Konflikt auf einer Illusionsbühne nicht darstellen lässt, so gibt es zwei Ausweichmöglichkeiten: Entweder man verändert den Konflikt (was der Direktor versucht, ihn aber dabei zerstört), oder man verändert das Theater, indem man den Konflikt anders darstellt. Pirandello lässt die sechs Personen ihr Drama erzählen, bedient sich also der epischen Form. Dadurch aber entsteht auf der Bühne zwischen den sechs Personen und dem Direktor mit den Schauspielern ein Spannungsverhältnis, ein neuer Konflikt, welcher zeigt, dass das Drama der sechs Personen nicht aufgeführt werden kann. Diese Unmöglichkeit des Dramas aber lässt sich sehr gut in der vorhandenen Theaterform der Illusionsbühne gestalten. Pirandello führt die epische Form nur für das Drama der sechs Personen an, um zu zeigen, dass das Theater unsere Stückchen der Unaufrichtigkeit jenes Drama, ist durchaus in der alten Form des Illusionsstücks durchgeführt. Daran ändert auch nichts, dass der Vorhang am Anfang offen ist und dass Personen durch das Publikum auftreten. So, wohl der Direktor als auch die Personen wissen nichts vom Vorhandensein eines wirklichen Publikums. Aus diesem Grunde ist Pirandellos Stück noch kein episches Theater, wie Brecht das später durchgeführt hat. Wohl aber sind alle Elemente dazu in ihm thematisch vorhanden. Das, was Brechts Inszenierungen kennzeichnet, ist der Verformungseffekt. Er entsteht dadurch, dass ein Schauspieler vor das Publikum als der Herr XY hintritt und ihm direkt oder indirekt mitteilt, dass er seine Rolle, den Herrn Z, nur spielt. Bei Pirandello aber tritt der Direktor als der Direktor (und nicht als der Schauspieler, der den Direktor spielt) vor das Publikum. Der Vater hingegen tritt aus der Rolle im Drama der sechs Personen heraus, aber nicht etwa auf die Ebene der wirklichen Welt, sondern auf die Ebene des Direktors, der zusammen mit seinen Schauspielern für ihn und die andern Personen »Publikum« ist. Für das wirkliche Publikum sind demnach drei voneinander verschiedene Wirklichkeiten zu unterscheiden: die vorhandene; Schauspieler des Studententheaters geben eine Aufführung des Stücks »Sechs Personen suchen einen Autor«.

die gestaltete: Schauspieler halten zusammen mit dem Direktor eine Probe zu Pirandellos Stück »Spiel der Parteien« ab, werden dabei von sechs Personen, die einen Autor suchen, gestört.

Diese zweite Stufe entspricht genau der theatralischen Wirklichkeit, in jedem andern Illusionsstück. Der Ort dieser Illusion ist derselbe wie der Ort der Wirklichkeit – oder vielmehr so: Der reale Ort stellt sich selber als Illusionsort dar und erfüllt während des ganzen Stückes die Funktion eines solchen. (Im genuinen epischen Theater tut das nicht.) Die beiden oben erwähnten Wirklichkeiten bleiben bis zum Schluss getrennt, ja die Trennung verschärft sich, indem der zum Anfang offene Vorhang sich zum Schluss doch schließt, was er bei einer wirklichen Probe nicht tun würde. Die Verfremdung spielt nicht wie bei Brecht zwischen den schon erwähnten beiden Wirklichkeiten, sondern zwischen derjenigen des Direktors, der Schauspieler, des Bühnenpersonals (als Rollen unseres Stücks) und der dritten Wirklichkeit:

der Gestalt suchenden: Die sechs Personen als Rollen ihres nichtgeschriebenen Dramas.

Aus der Rolle dieses nichtgeschriebenen Dramas tritt zum Beispiel der Vater heraus, wenn er sich kommentiert vor den Schauspielern und vor dem Direktor. Aber er gibt sich bei diesem Herausstreiten nicht etwa als Darsteller der Rolle des Vaters, also als der Schauspieler XY, zu erkennen, sondern er tritt aus der Rolle seines (nichtgeschriebenen) Dramas heraus und tritt als Rolle des Stücks »Sechs Personen suchen einen Autor« auf. Den Vorgang der Verfremdung wird nicht am wirklichen Publikum vollzogen, sondern am dargestellten, am Direktor und an seiner Schauspieltruppe. Der Vater bleibt der Vater, auch wenn er aus seiner Rolle herausfällt. Auf die Frage des Direktors, wieso er das könne, antwortet er: »Sie haben das noch nie erlebt, weil die Autoren gewöhnlich geheimhalten, wie ihre Schöpfungen entstehen. Wenn die Figuren lebendig, wirklich lebendig vor ihren Autor treten, dann hat er nichts anderes mehr zu tun, als ihren Worten und ihren Bewegungen zu folgen, die sie ihm vorschlagen, und er muss sie so wollen, wie sie sich selbst wollen. Und wehe ihm, wenn er das nicht tut! Sobald eine Figur geboren ist, erlangt sie sofort eine solche Unabhängigkeit auch von ihrem Autor, dass man sie sich in sehr vielen Situationen vorstellen kann, an die der Autor nie gedacht hat, und manchmal gewinnt sie eine Bedeutung, die dem Autor nicht einmal im Traume eingefallen wäre! Eine Figur des epischen Theaters würde nie diese Erklärung für das Herausstreikennen aus der Rolle geben. Der Schauspieler würde vielmehr sagen: »Hören Sie, ich bin gar nicht der, den ich darstelle.« Der Vater aber ist der, den er darstellt.

Diese Problematik, die sich aus den verschiedenen Wirklichkeitsebenen ergibt und sich im Unterschied zwischen der theatralischen und der tatsächlichen Realität manifestiert, bleibt aber nicht auf das Theater selber beschränkt. Dahinter steht die philosophische Grundidee Pirandellos: die Re-



lativität der Wirklichkeit. Was für die sechs Personen Wirklichkeit ist, ist für den Direktor Illusion, die er erschaffen soll. Analog dazu ist das, was für den Direktor (der ja von unserem Standpunkt aus ebenso eine Bühnenfigur ist) real ist, zum Beispiel die Probe zu »Spiel der Parteien«, für das wirklich vorhandene Publikum eine Illusion. Die eigentliche Realität – das zuschauende Publikum – ist für die Rollengestalten, sowohl für die Personen als auch für den Direktor, überhaupt nicht da. Jede Stufe hält nur sich selbst für wirklich, die andere ist für sie Spiel, das heisst »Schein«. So ist es, wie es ihnen scheint – über eine absolute Wirklichkeit ist nichts auszumachen. Was aber für den einzelnen wahr ist, hängt nicht nur von seinem Ort ab, sondern auch von der Zeit. Pirandello legt seine eigene Meinung wieder dem Vater in den Mund: »Ich möchte nur wissen, Herr Direktor, ob Sie sich wirklich so sehen, wie Sie jetzt sind... so wie Sie zum Beispiel aus der Entfernung den sehen, der Sie einmal waren, mit allen Illusionen, die Sie sich damals machten, mit allem, wie es Ihnen damals erschien – und auch war, wirklich für Sie war! Nun Herr Direktor: Wenn Sie an diese Illusionen denken, die Sie jetzt nicht mehr haben, an all diese Dinge, die Ihnen jetzt nicht mehr so 'scheinen', wie sie damals für Sie 'waren'... fühlen Sie dann nicht den Boden unter den Füßen wanken ... – wenn Sie nun folgern, dass genauso, 'der, der Sie sich jetzt fühlen, dass Ihre ganze Wirklichkeit von heute dazu bestimmt ist, Ihnen morgen als Illusion zu erscheinen?« Die Wirklichkeit des Vaters als Rolle seines Dramas ist anderer Art. Er ist ein Geschöpf der Kunst und damit unverwundbar. »Unsere Wirklichkeit kann sich nicht ändern, niemals eine andere werden, weil sie festgelegt ist – so, als diese eine, für immer! In diesem Sinne ist die Wirklichkeit einer kunstgeschaffenen Figur unverwundbar festgelegt. Und gerade in der Unverwundbarkeit liegt die Ueberlegenheit, die grössere Wahrheit künstlerisch gestalteter Wesen. Für den Menschen bleibt die Wirklichkeit verwundbar und schwankend, abhängig von der momentanen Position.

Pirandello Stück steht ohne Zweifel an der obersten Grenze dessen, was mit einem Latenteater zu realisieren ist. Es ist aber gerade durch seine philosophische Problematik, seine für die damalige Zeit unerhörte neue formale Durchführung theaterhistorisch von solcher Bedeutung, dass es sehr wohl in den Rahmen eines Universitätstheaters gehört. – Das Studententheater spielt zum ersten Mal am 18. Februar in der Eingangshalle der Universität. Zu dieser öffentlichen Generalprobe (Einheitspreis:) laden wir besonders die Studenten ein. Am Samstag, den 20. Februar, ist Premiere, und in der folgenden Woche findet eine Reihe von Aufführungen gemäss den Angaben auf unserm Plakat statt.

Guido Hauser



Studium und Abtreibung

(Den folgenden Artikel haben wir unter dem Titel »Studier och abort« im ERGO Nr. 2/1965, der Studentenzeitung aus Upsala, Schweden, gefunden.)

Wie wir wissen, kommt es vor, dass Studierende unserer Universität plötzlich schwanger werden und Kinder bekommen. Mit der erhöhten Anzahl der Studierenden ist das immer häufiger so geworden – wahrscheinlich die Hauptursache der vielen Studenteneheiraten. Bedauerlicherweise ist die Schwangerschaft der Studierenden meist unwillkommen und unerwünscht. Die Ursachen sind leicht zu verstehen.

Die Familienkommission der Studentenschaft aus Upsala hat nun neulich dokumentiert und bewiesen, dass die Studenteneltern in mancher Hinsicht in schlechteren Verhältnissen leben als normale Eltern. Die ganze Situation als Studierender wird durch ungeplante Schwangerschaft in Unordnung gebracht, besonders für die weiblichen Studierenden. Es ist nun verständlich, dass man diese Situation zu umgehen versucht. Es ist darum sehr anzuraten, dass auf diesem Gebiete die Freiheit der Wahl (Kind oder nicht Kind) geschaffen wird. Keine Studentin soll gegen ihre Wünsche von Schwangerschaft und Kindern heimgesucht werden.

Der Sozialausschuss der Studentenschaft ging nun in dieser Richtung, als er im letzten Herbst seinen Aufmerksamkeit erheischenden Versuch machte, Automaten mit Schutzmitteln (»prevenitivmedelsautomater«) in den Studentenheimen und Studentenwohnhäusern aufzustellen. Diese lobens-

werte Initiative wurde mehrheitlich positiv aufgenommen, wenn auch einige negative Stimmen zu vernehmen waren.

Die Arbeit in dieser eingeschlagenen Richtung sollte fortgeführt werden, bis diese Automaten überall, wo Studierende geschlechtliche Kontakte knüpfen können, vorhanden sind.

Aber auch die Studentin, die ohne Absicht und gegen ihren Wunsch und Willen schwanger wurde, sollte noch Freiheit zur Wahl (Kind oder nicht Kind) haben. Sie sollte ihr Kind auf legalem Wege abtreiben lassen dürfen.

Es ist eine aus vielen Erfahrungen bestätigte Tatsache, dass illegale Abtreibungen unter Studierenden oft vorgenommen werden. Das ist kaum ein wünschenswertes Faktum; legale Abtreibung sollte deshalb den Studierenden nach Bedürfnis und Wunsch gestattet sein. Es könnte natürlich sein, dass die Einführung der allgemeinen freien legalen Abtreibung bald auch diese für Studenten möglich macht, aber es scheint, dass diese Gesetzesreform noch lange auf sich warten lässt. Man könnte meinen, dass die (soziale) Situation der Studenten Grund genug für die Einführung der legalen Abtreibung wäre. Da, wie es bewiesen ist, unerwünschte Schwangerschaft den Studierenden mehr Ärger bereitet als anderen Leuten, sind diese besonders bedürftig nach solcher Freiheit der Wahl (Kind oder nicht Kind).

Innerhalb dieses Problemkreises scheint leider eine Reform weder in der Studentenschaftspolitik noch in der Reichspolitik durchführbar zu sein. Oder?

Rosa Andersson

Uniball 1965

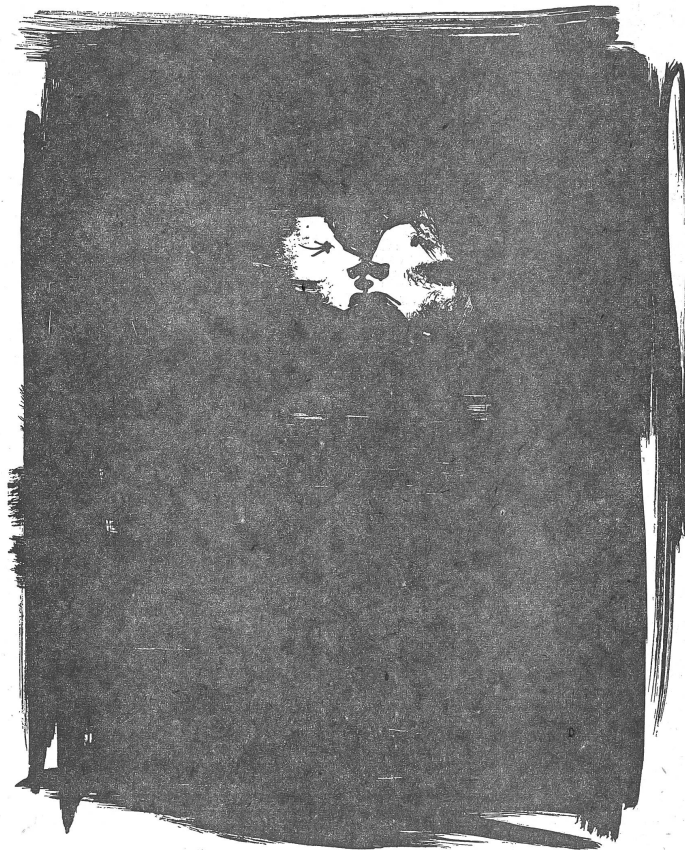
Schon gut eine Woche vor dem Uniball gab es unverkennbare Zeichen, dass dieses grosse gesellschaftliche Ereignis der Unistudenten auch dieses Jahr wieder abgehalten werden sollte. Neben den Plakaten, die viele Mitarbeiter anlockten versuchten, waren es vor allem grosse Gebilde aus Draht, mit violettem Zellophanpapier überspannt, die einem die Gewissheit gaben, dass der Uniball in die Nähe rückte. Diese Gebilde, denen dann auch noch blaue und orangefarbene hinzugefügt wurden, entpuppten sich als riesenhafte Schmetterlingsblüten, sobald sie einmal an Seilen im Lichthof aufgehängt waren. Unsere prächtigen Gipsabgüsse wurden verschämt hinter paraventähnlichen Kästen versteckt; nur die Nike hatte das grosse Glück, ein eigenes Dach und ein offenes Fenster zu haben, von wo aus sie prächtig dem Ballbetrieb hätte zusehen können, wenn sie nicht schon seit längerer Zeit ihren Kopf ganz verloren hätte.

Aber alles, was bis dahin geschehen war, schien dann doch keine grosse Illusion zu sein, der Uniball fand nämlich tatsächlich statt – trotz feuerpolizeilichen Bedenken, chronischem Personal-mangel für den Aufbau, trotz den wenigen Losverkäufern, die sich gemeldet hatten, und trotz einem total erschöpften Uniballpräsidenten. Was am Freitagabend noch peinlich kahl aussah und noch nach Vorlesung roch, erstrahlte am Samstag in festlichem Glanz und war beinahe nicht wieder zuerkennen. Sollte das etwa 'la grande illusion' sein? Der Aufgang zum ersten Stock war zum erstenmal, soweit ich mich zu erinnern vermag, dekoriert. Dann aber trat man mitten hinein, Schiessbuden zur Rechten, Bekannte zur Linken, geradeaus der Lichthof, den man gerne zuerst bewundert hätte; die Eindrücke überlätzten sich, wie es sich gehört. Dann folgte der unvermeidliche Rundgang durch die Gemächer. Von der Aula bis zum Bierkeller wurde alles kritisch begutachtet, Vergleiche gezogen mit früheren Bällen – um dann festzustellen: Der Uniball ist immer schön. Einzelne Dekorationen waren sehr gut, andere weniger, aber all dies trägt gar nicht soviel zum Erfolg des Balles bei. Die beste Dekoration für die

Säle und Gänge waren immer wieder die Ballbesucher selber. Dunkel, gepulzt und fein gestriegelt die Herren der Schöpfung, neben ihnen in zum Teil prächtigen Roben die Damen, oft mit Frisuren, die ein wenig an frühere Jahrhunderte gemahnten, so flanierten sie vorbei mit dem einzigen Wunsch, zu sehen und vor allem gesehen zu werden. Immer wieder gab es Bekannte zu treffen, Höflichkeiten und Komplimente wurden ausgetauscht; kurz, es herrschte ein vollendet gesellschaftliches Gebaren. Hätte man dann einmal an den Montagmorgen gedacht, wäre es einem am ehesten bewusst geworden, worauf die 'grande illusion' auch hätte gemünzt werden können. Aber man dachte ja nicht so weit.

Vielleicht sollte auch für Unibälle in den nächsten Jahren ein Labhardt-Bericht herauskommen, das Resultat wäre sicher ebenso eindeutig: zu wenig Platz. Ob es bei diesem Platzproblem unbedingt tunlich ist, noch tausend Leute mehr hinein-zulassen, scheint mir etwas fraglich. Für diese tausend Leute war nämlich der dritte Stock bestimmt, der dieses Jahr zum erstenmal zum Ball gehören durfte. Die ausgezeichnet dekorierte Galerie 'Kinkerlitzchen' lockte zwar immer wieder viele Leute an, denen man aber nicht verübeln durfte, wenn sie sich wieder in das tanzende Gewoge der unteren Stöcke mischten. Mein Vorschlag würde deshalb etwa in dieser Richtung gehen: Von einem weiteren Tausend Ballbesucher wäre nächstes Jahr abzusehen, denn auch wenn der Fechtboden für den Ballbetrieb geöffnet würde, wären die vielen Stufen dort hinauf den langen Abendkleidern doch sehr hinderlich.

Noch kaum hatten sich die Gäste durch die Garderobe gekämpft, die Kommission aus noch ihren wohlverdienten Schnitten im Bierkeller, als ein Heer von Desillusionisten auftauchte, voller Gier die dekorierten Wände wieder in ihrer kahlen Nüchternheit aufstehen zu lassen. Bei diesem Anblick überfiel die Berichterstatterin eine solche Müdigkeit, dass sie von all dem nichts mehr aufnahm und die Uni erst wieder am Montag betrat, als dann alles aussah, als wäre nie etwas gewesen... La grande illusion. BR



0,26 m² genügen

Am letzten DC erfuhr man durch eine Interpellation, dass im jüngsten Polyball pro Paar 2,738 qm Bodenfläche zur Verfügung standen. Versuche haben ergeben, dass ein Paar in engster Umarmung 0,26 qm benötigt. Wenn wir also auf alle Sitzplätze, Garderoben und Restaurationsflächen verzichten, so werden in Zukunft nicht mehr 3000, sondern 30 000 Paare den Polyball besuchen können!

Die Interpellation richtete sich in erster Linie gegen das Gedränge am Polyball und wollte Aus-

kunft darüber, ob etwas zu ändern sei. Die KOSTA und der VSETH-Vorstand sind unter keinen Umständen gewillt, die Besucherzahl herabzusetzen, da der Polyball ein Wohltätigkeitsball bleiben muss, sonst wird das Hauptgebäude nicht mehr als Ballokal zur Verfügung gestellt.

Unter den Studenten wird wohl kaum einer sein, der die Verlegung des Polyballes in ein anderes Lokal begrüssen würde. So müssen wir uns in Zukunft einfach mit dem zur Verfügung stehenden Platz begnügen. Witt

Computer auf Abwegen

Am letzten DC erfuhr man durch eine Interpellation, dass im Herbst die Aufstellung der Prüfungspläne auf elektronischem Wege nicht mehr funktioniert hat. Die Maschine hat z. T. Prüfungspläne herausgegeben, die in die 3. Semesterwoche fielen. Das Rektorat hat nun die Versicherung abgegeben, dass in Zukunft jeder Student spätestens eine Woche vor Prüfungsbeginn den Prüfungsplan erhält; auch sollen die Prüfungspläne versuchsweise angeschlagen werden. Der VSETH hat sich energisch dafür eingesetzt, dass in Zukunft nicht mehr 3 schriftliche Prüfungen in 2 Tagen durchgeführt werden. Im weiteren wurde mit Herrn Rektor Traupel der Zuzug von Experten zu den mündlichen Prüfungen diskutiert. Dies wird wohl kaum in Frage kommen, da es äusserst schwierig ist, so viele Experten zu finden; ausserdem, meint der Rektor, würden die Studenten dabei im grossen und ganzen nur schlechter abschneiden. Witt

Arbeitslager 1965

In verschiedenen Gemeinden der Kantone Graubünden, Uri und Bern hat die »Schweizerische Vereinigung für internationalen Zivildienst« letztes Jahr Arbeitslager durchgeführt. Mit diesen Diensten will man vorerst eine materielle Hilfe leisten und zweitens die Möglichkeit zur Begegnung mit anderen Menschen geben. Es sind wirklich internationale Lager, in denen wir Menschen kennen lernen, die ebenfalls bereit sind, eine Gemeinschaft aufzubauen. – Gleichzeitige Dienste finden für erfahrene Freiwillige auch in anderen europäischen Ländern statt, in der Schweiz ab Mitte April.

Interessenten melden sich, möglichst unter Angabe der zur Verfügung stehenden Zeit, bei dem Sekretariat »Schweizerische Vereinigung für internationalen Zivildienst«, Gartenhofstr. 7, 8004 Zürich, das ihnen gerne das genaue Programm stellt. Telefon (051) 25 97 05.

Fortsetzung von Seite 3

Markus Kutter

Sachen und Privatsachen

Notizen aus dem Standort Schweiz

etwa einer Tagesschau, Kopien zur eigenen Verwendung zu erhalten, ist schwierig. Vor Jahren hatte ich für eine Kurzweilensendung ein völlig harmloses Interview zu geben; ich war verblüfft, als mir der Sendeleiter nach ein paar Tagen eine Platte der ganzen Aufnahme zusandte. Die Sendung war zwar zum Archivstück geworden, aber ohne den Wert eines Zeitungsausschnittes erlangt zu haben; denn ich war ja der einzige, der diese Platte in Händen hielt.

Die Zeitung wählt Ereignisse aus
Die Zeitung macht Ereignisse

Die Zeitung handelt im wesentlichen von Personen. Ereignisse sind Geschehnisse zwischen Per-

sonen (Naturkatastrophen ausgenommen) oder Personengruppen. Oder es sind Werke von Personen. Es gibt drei Milliarden Menschen; welche Ereignisse die Zeitung auswählt, ist nicht einfach zu sagen. Die Anzahl der Ereignisse ist praktisch als unendlich zu betrachten; wie kommt es nun, dass mir meine Zeitung jeden Tag ungefähr die gleiche Anzahl Seiten Ereignisse ins Haus liefert? Geht man von den Ereignissen aus, kann man sich so etwas wie einen Filter vorstellen. Ich kann ihn Relevanz-Filter nennen: aus dem Strom der Ereignisse wird ausgewählt, was für mich, meinen Familien- und Freundeskreis, meine Stadt, mein Land und meinen Kontinent relevant ist. Diese Vorstellung ist insofern noch naiv, als sie die Ereignisse als selbstverständlich voraussetzt; das ist nicht der Fall. Ein Ereignis ist noch keine Neuigkeit, besser news; ein Ereignis muss erst zu einer Neuigkeit gemacht werden. Dazu ist so etwas wie eine Investition nötig. In einer Nummer des Time Magazine umschreibt das der Verleger der Zeitschrift wie folgt: »Wir möchten sichtbare Ereignisse nicht nur aufwärmen, sondern von unserer Seite noch etwas Neues hinzufügen. Wir möchten das, was neu, wichtig und lebendig ist, an den überraschendsten Orten und auf den verschiedensten Feldern aufspüren; und wir möchten sie so miteinander verknüpfen und ausgestalten, dass des Lesers Verständnis für die wichtigsten und differenziertesten Ereignisse der Woche vergrössert wird.« Es braucht den Journalisten, um das Ereignis zu einer Neuigkeit zu machen. Der Journalist sichtet die Ereignisse wie Rohmaterial; von hundert legt er neunundneunzig auf die Seite, eines behält er zurück, um es zu veredeln. Er macht es zu verkäuflicher Ware. Das

Merkwürdige dabei ist, dass die Massstäbe, nach denen er auswählt, die Kriterien der Relevanz, der Wichtigkeit, des Ruhmes, weitgehend supponiert sind und nicht genau definiert werden können. Sie müssen aus einer wachsenden oder sinkenden Auflage, aus Leserbriefen, Reklamationen, zustimmenden Telegrammen oder Abbestellung erraten werden. Diese Situation ist ungleich vertrackter als bei einem Markenartikel. Da es so schwierig ist, das Bedürfnis des Lesers genau zu erraten, also die Nachfrage zu interpretieren, ist die Presse von Natur aus schwer beweglich und eigentlich konservativ – sie mag sich so wild gebärden, wie immer sie will.

Wie sehr das, was uns der Nachrichtenmarkt liefert, nicht das Ereignis selber, sondern die fabrizierte und weiterverkaufte Neuigkeit ist, zeigt die vergleichende Lektüre internationaler Nachrichtenmagazine: nicht nur die Hauptthemen und Leitartikel, sondern noch die so privat klingenden Personalnachrichten schreibt man gegenseitig ab oder bezieht sie aus der gleichen Quelle. Manchmal dauert es keine drei Wochen, dass ein und dasselbe Thema in Time, Life, Newsweek, Paris-Match, Spiegel, Epoca, l'Express erscheint – auf jedem dieser, Tische mit der Geste selbstverständlicher Frische und völliger Originalität serviert. Und die Leser fühlen den Stolz, weltweit informiert zu sein.

Spiegel und Bildzeitung

Das ist nicht böse und ist nicht gut. Nur sollte man sich nicht düpiieren lassen. Warum lehrt die Schule uns nicht, das Theater der Welt zu durchschauen? Warum findet dieser Exkurs über den Relevanz-Filter im Geschichtsunterricht nicht statt?

Auch die Geschichtsschreibung kommt ohne ihn ja nicht aus. Warum lehrt man uns nicht, dass die marxistische Geschichtsauffassung ihre Faszination zum grossen Teil davon gewinnt, dass sie die Relevanz-Filter auswechselt?

Wieder lässt sich dieser Aspekt in die Zukunft drehen: Stellen wir uns die Aufgabe, neue Relevanz-Filter auszuarbeiten und anzuwenden! Man kann sich auf den Sektor Presse beschränken und entdeckt: Die seit den Kriegsjahren erfolgreichen Presseerzeugnisse verdanken ihren Aufstieg in vielen Fällen der blossen und meist kleinen Schaulust, eine bisher übersehene Gruppe von Ereignissen zu Neuigkeiten gemacht zu haben. In dieser Beziehung sind Spiegel, DM und die Bildzeitung – in der Schweiz der Blick – einander ähnlich, das heisst, sie verdanken ihren Erfolg nur dem Mut, einen offensichtlich anderen Filter eingeschoben zu haben. Als ich vor Jahren in den USA war, besorgte ich mir möglichst viele Hefte des Bulletin of the Atomic Scientists – fasziniert von der Tatsache, dass ich hier einen völlig anderen Relevanz-Filter antraf, der bisher noch nicht formulierte Ereignisse zu greifbaren Neuigkeiten machte.

Solche Möglichkeiten sind auf keine Weise erschöpft; es werden auch in den nächsten Jahren neue Presseerzeugnisse auftreten, die ihren Erfolg einem andersartigen Filter verdanken werden. Die Welt verändert sich so schnell, und der natürliche Konservatismus der existierenden Nachrichtenvermittler ist so träge, dass man wahrscheinlich eine eigentliche Blüte an noch nicht dagewesenen Formeln (denn das ist im Grunde jede Zeitung oder Zeitschrift) erwarten kann. Man muss sie sich nur einfallen lassen.

das ECHO

Betrifft: Artikel »Angst vor intelligenten Frauen« in Nr. 7, Januar 1965

Als Mitglied des männlichen Geschlechtes fühle ich mich verpflichtet, hier noch einige Dinge klarzustellen, welche diese Vertreterinnen des schwachen Geschlechtes sowohl des Original-Pamphletes



wie der ersten Stellungnahme vergessen zu haben scheinen. Es wurde über dieses Thema so allgemein gesprochen, als könnte man alle Studenten und Studentinnen aller Nationen, sagen wir einmal der westlichen Hemisphäre, unter einen Nenner bringen, um diese Frage zu beantworten. Das war ein erster entscheidender Fehlschlag. Die Redaktion des Pamphletes weist selber auf den Missstand in Amerika hin, wo die Frau schon mehr erreicht hat, als ihr durch die gesetzliche Gleichberechtigung eigentlich zukäme. Für Deutschland mag das Problem, wie im Falle Karins, eher Geltung haben als für die Schweiz. Bekanntlich hat die Frau in Deutschland das Stimmrecht, noch kämpft sie aber um die Gleichberechtigung und Anerkennung auf einem Niveau, das Amerika schon längst hinter sich gelassen hat. Die Schweiz hat bekanntlich das Frauenstimmrecht verworfen, und die Frau hat sich darauf eingestellt, vorläufig noch nicht mitzureden (wenigstens politisch). Für sie ist das Problem Mann-Frau als Duell noch am wenigsten akut, wenigstens von den drei Ländern, die ich als Beispiele angeführt habe.

Die Vertreterinnen, die zuerst Stellung genommen haben, waren wie ich erst etwas erstaunt, dass man ein solches Problem so in ein schiefes Licht führen konnte. Ich möchte mit ihnen zusammen meine Ausführungen unter das Motto stellen: »Nur keine Angst vor intelligenten Frauen«

Wir in der Schweiz kennen das Frauenstimmrecht und seine genaueren Auswirkungen noch nicht. Die Gleichberechtigung wird wohl angestrebt, aber die Mehrheit der Männer ist von dem Förderlichen dieses Stimmrechtes noch nicht so überzeugt. Ich bin überzeugt, dass alle Frauen, die das Stimmrecht nicht haben, viel ungezwungener zu diesem Problem Stellung nehmen würden, ja sogar solche Probleme gar nicht kennen.

Wenn es zur Klugheit der Frau gehört, dass sie ihre Intelligenz richtig verwaltet, dann sollte sie auch im richtigen Moment nachgeben können, d.h., wenn das Fräulein im Zeitalter der Gleichberechtigung noch zum Ausdruck kommen will, dann muss die intellektuelle Frau um des schwachen Geschlechtes willen – der Mann gibt, die Frau empfängt – nachgeben können, andererseits der Mann das rechtlich neue Wesen anerkennen; dann entsteht auch hier wiederum eine Harmonie.

Paul Rust

Einführung in die Emanzipathologie

Das ist die Kunst, die Emanzipation der Frau zu verhüten

Emanzipation der Frau – das war bei uns schon immer nur eine vom Manne weg, und darum in Wahrheit keine. Wir müssen allemal das Ganze bewirken: die Emanzipation nicht nur der Frau, sondern des Mannes dazu. Denn liegt's nicht eigentlich an ihm, dem letztlich doch Bestimmenden, dass die bisherige Emanzipation der Frau, bei uns jedenfalls, misslang? Immerhin scheint heute allmählich die Erkenntnis aufzudämmen, dass die Schuldgewichte nicht eindeutig so verteilt sind: hier zuungunsten der übertrieben emanzipierten Frau, des Blausrumpfs, der verblissen in seine unüberwindlichen Minderwertigkeitskomplexe gegen die Überlegenheit des Mannes (vergeblich) anrennt; und dort zugunsten des Mannes, der ihm dabei ruhig, mitleidend, höhnisch zuschauen kann – um ihn schliesslich, zur Bestrafung eventuell mit Verspätung, heimzuführen als gezähmtes Weibchen, Mutter und Haushälterin (oder, trieb er's zu bunt, sitzenzulassen). Soweit wären wir also schon. Jürgen Zimmer glaubt bereits ganz un männliche Anzeichen männlicher »Angst vor intelligenten Frauen« beobachten zu können: Angst vor jenen phantastischen Wesen also (nicht Blausrumpfen), die sich von der Emanzipation emanzipiert haben. Die also – zeig schnell, die Adressat – folgendes sind: schön, fräulich, elegant, sehr geschickt und begabt. Der Mann, meint Jürgen Zimmer, sei nicht imstande, diese wundersamen

Frauen zu ertragen. Was er offiziell als sein Ideal verkünde, verschmähe er schmächtig in der Praxis: Männer vor intelligenten Frauen auf Rückzugsgelächte.

So weit, so gut. Zweideutig und irreführend aber wird diese Kritik in der Deutung, die sie nahelegt. Diese steht oder vielmehr fällt mit der starren Trennung von Intelligenz und Gefühl, Geist und Schönheit, die in ihr insgeheim eben doch vollzogen wird. So scheint es denn, nach Zimmer, als sei die intelligente Frau nicht fähig, nach Mitternacht bei einer Party bei schummrigen Licht »das Nachdenken zu lassen«, mithin zu flirten, das heisst, wenn sie Lust hat, zu küssen und zu knutschen. Als sei es eine Angelegenheit des Nachdenkens nur, der »blossene Intelligenz, geschmacklose Freier abzuweisen, als beleidigten diese nur die intellektuelle Seite der Frau – eigentlich ist auf dieser Seite die Problematik ja noch ganz simpel: Das Mädchen Karin, das Weiblichkeit und Geist so ideal in sich vereint, hat einfach Pech gehabt! Dass weibliche Wesen dieser Höhenentwicklung von Psyche und Geist auf ebenbürtige männliche stossen, ist rein statistisch unwahrscheinlich; respektive, umgekehrt und zugleich pikant ausgedrückt, es ist ziemlich wahrscheinlich, dass es hin und wieder zugehe wie im klassischen Märchenfall: »Errare humanum est«, sprach der Hahn und stieg von der Ente. Ist dies

ein Grund zur allgemeinen Klage? Die Studentin Nr. 1, nennen wir sie höflicherweise nach Alphabet Adele, dürfte nicht sagen: »Ja, wir finden unseren Meister nicht.« Höchstens: »Ach, ich finde meinen Meister nicht.« Sie wird ihn bestimmt noch finden. Jedenfalls glaube ich aufgrund meiner freilich bescheidenen Erfahrung schliessen zu dürfen, dass die Zahl der schönen Intelligenzen diejenige der Männer, die vor ihnen keine Angst zu haben berechtigt sind, gelinde gesagt, kaum übertrifft... Noch immer dürfte männlicherseits die Angst vor allzuwenig intelligenten Frauen die vor allzu vielen überwiegen.

Schliesslich haben selbst Ingeborg Bachmann, Simone de Beauvoir etc., wenn auch mit stürmischen Unterbrechungen, durchaus ihren »Meister« gefunden; gewiss mag sie hin und wieder ein Gitarrist oder so, im Zuge beispielsweise, irrtümlicherweise für Typ Kätzchen gehalten haben – Verwechslungen, die, wie gesagt, kaum Anlass zu öffentlicher Klage geben sollten. Studentinnen Nr. 2 bis 6 erheben denn auch eine solche gar nicht, sondern drehen den Spieß kurzerhand um: Nicht der Fehler der männlichen gehemmten oder überenthemmenen Verführer sei es, wenn ihre Aktionen bei intelligenten Frauen keinen Erfolg hätten, sondern die der betreffenden Frauen selbst. Sie verstehen es eben nicht, Geist und Wirklichkeit wahrhaft zu integrieren. Das heisst, nicht gar zu geschickt zu tun; anstatt intelligent, »klug« zu sein: denn »intelligent« tönt schon etwas nach Blausrumpf. Da haben wir's. Die Aufforderung, Geist und Weiblichkeit wahrhaft zu integrieren, entpuppt sich als die, dass eine, nämlich den Geist, fahren zu lassen. »Mit intelligenten Frauen lässt sich weniger gut flirten als mit andern« – als ob Geist nicht ein Vermögen sei, das die Gefühle mitbestimmt, durchdringt, als ob Tiefe der Gedanken mit Tiefe der Empfindungsfähigkeit nicht in eins ginge. Mit intelligenten Frauen lässt sich besser flirten! – Und weiter: »Die gescheite Frau weiss sehr wohl zu unterscheiden zwischen »Flirt« und »Liebe«. Sie schaut mit Verachtung auf die Langhaarigen, die sich da den Männern auf den Schoss setzen...« Da haben wir's abermals: Dem Verzicht der Frau, ihre geistigen Fähigkeiten voll zu entfalten, entspricht die Entsagung derjenigen, die ängstlich auf die Seite des (freilich darum nicht weniger beschränkten) Geistes neigen. Das insgeheim doch begehrte Versagte erscheint dann unter dem Titel des Versachtenswerten – womit wir wiederum beim ewigen Thema der unglücklichen Blausrumpfspsyche angelangt wären. In der Schweiz offenbar ist die Frau von ihrer Emanzipation noch lange nicht emanzipiert. Ja noch nicht einmal den ersten Schritt, den der simplen Emanzipation, hat sie getan.

E. H. Walter phil I.

Zürich, eine studentenfeindliche Stadt

Erst seit einigen Monaten wohne ich hier in Zürich, in einer Stadt, die ich schätzen gelernt habe. Leider trüben von Zeit zu Zeit Ereignisse das angenehme und positive Bild; Ereignisse, die mich erstaunten und ärgerten und die die Schlussfolgerung nach sich zogen, dass Zürich eine studentenfeindliche Stadt sei.

Besonders auf kulturellem Gebiet ist diese Erfahrung sehr oft zu machen. Ein Beispiel:

Am Donnerstag, dem 21. Januar, fand im Kongresshaus das bisher in seiner Art einzigartige Gastspiel des »Spiritual- und Gospel-Festival 65« statt. Die Vorverkaufsstellen boten Karten an. Preis: 11 Fr. und mehr. Die wenigen »preiswerten Karten« waren natürlich schnell weg. Nimm man nun keine Karte für 11 Franken, wurde man mit dem Hinweis, es gebe keine Abendkasse, zum Kauf verleitet. Psychologisch geschickt, aber eine glatte Irreführung. Diejenigen, die nicht darauf hereinfielen, setzten ihre Hoffnungen auf die natürlich vorhandene Abendkasse, zumal in den Tageszeitungen angekündigt wurde: Mit Legi Ermässigung. Wie sah nun diese Ermässigung aus? Es wurden grosszügig Karten für 15 Franken (die im Vorverkauf liegengeliebten teuren Karten) auf 11 Franken reduziert, sofern man hier von einer Reduzierung noch sprechen kann. Der Aerger über diese grossartige soziale Einstellung schlug aber um in Verbitterung, als man sah, dass im Saal mindestens 100-150 Plätze der mittleren Preisklasse unbesetzt blieben. In welchen dunklen Kanälen diese Karten verschwanden, weiss ich nicht. Vielleicht kamen sie auch gar nicht in den Verkauf. Niemand möge mir erzählen, die Stadt habe keinen Einfluss auf Verteilung und Preis der Karten. Wenn die Stadt daran interessiert wäre, könnte sie leicht darauf Einfluss nehmen. Aber Interesse dafür muss halt vorhanden sein.

Diese und andere Erfahrungen auf dem gleichen Gebiet führen immer wieder zu der Feststellung, dass Zürich – leider – eine studentenfeindliche Stadt ist.

Lässt sich daran gar nichts ändern?

Lothar Nicolas

Kostümvorschläge



mit 18 m grünem Stoff:
als Patriot mit Zivilmfrage



mit 2,038 m rotem Stoff:
als Konjunkturschotte



Typisches Basler Kostüm: Alte Tante



für Fasnacht 1965



mit 4,5 m blauem Stoff: als Erfinder der Blauen Zone



mit 6 m schwarzem Tuch: als militärischer Suppenkaspar



aus Basel: Waggis, mit Holzschuhen, weisser Hose, blauem Kittel, roter Nase, Haaren aus Stroh und grosser Holzrutsche

Alle Zeichnungen: H. P. Weiss

Kritik am untauglichen Objekt

Schlechte Ideen von den SBB

Es scheint nun nachgerade Tradition im »Zürcher Studenten« zu werden, in jeder Ausgabe über irgendeine Massnahme der SBB herzufallen, als ob unsere Bundesbahnen – wahrscheinlich infolge eines intellektuellen Minderwertigkeitskomplexes – den ganzen Tag darüber brüteten, wie sie (ich zitiere »BG«, den Verfasser des im Titel erwähnten Artikels, der in der letzten Ausgabe erschienen ist) »diesen jungen Leuten, die auf vorzeitige finanzielle Emanzipation verzichten«, das Leben sauer machen könnten.

Zielscheibe des neuesten Angriffes ist nun die vor einiger Zeit vorgenommene Aufhebung der Erstklassabonnemente für Schüler und Studenten. Damit werde, so jammert »BG«, den Kommilitonen, die mangels Unterkünften in der Universitätsstadt täglich längere Strecken fahren müssten, die Möglichkeit genommen, ihre Fahrzeit für Studienzwecke auszunützen. Schrecklich, wirklich schrecklich, diese Zeichen einer studentenfeindlichen Umwelt! Denn bekanntlich stehen Lerneifer und Lernvermögen in direkter Proportionalität zur Polsterdicke unter dem Allerwertesten.

Es ist deshalb höchste Zeit, vermittelt über eine Eingabe an die VBZ zu gelangen, damit endlich den bemitleidenswerten Kommilitonen, die mangels Unterkünften in unmittelbarer Nähe der Uni täglich während Dreiviertelstunden und mehr im Tram stehen müssen, soziale Spezial-Sichtkarten-Anhängerwagen zur Verfügung gestellt werden. Mit Polstergruppen, kleiner Imbissbar, eventuell auch einer Bibliothek. Denn auch diese Leute sind ebenso unerlässlich für das weitere wirtschaftliche Wohlergehen unseres Landes, von dem ja auch die VBZ profitieren. Zu bezahlen wäre diese Kleinigkeit wohl von denen, die für das Wohlergehen unseres Landes nicht so unerlässlich sind!

Lieber »BG«, es war etwas bemühtend, deinen mageren Gedankengängen zu folgen. Im wesentlichen sagst du darin, du seist dagegen. Und das hätte man in viel kürzere Worte fassen können. Es ist betrieblisch, so viel Uneinsicht in das wirtschaftliche Geschehen unserer Zeit aus deinen Zeilen herauslesen zu müssen. Denn du weisst doch wohl auch, dass die SBB nur deshalb gezwungen sind, den Strom der Fahrgäste vermehrt in die Wagen 2. Klasse zu lenken, weil in einem solchen Wagen mehr Leute sitzen können. Die Länge der Züge hat nämlich ein derartiges Mass

angenommen, dass nicht mehr einfach weitere Wagen angehängt werden können. Zudem erlaubt die heutige Fahrplandichte und Streckenbelegung nicht, wesentlich mehr Züge in den Spitzenzeiten doppelt zu führen. So ist es denn nur verständlich, dass die SBB zuerst diejenigen Kunden, die mit Abstand am wenigsten bezahlen, in die Wagen 2. Klasse verweisen. Und du wirst doch wohl nichts dagegen haben, wenn wir Studenten eben auch zu dieser Kategorie gehören!

Es gibt ein altes Sprichwort, das besagt, dass Bescheidenheit eine Zier sei. Ich glaube, es würde dem sogenannten »modernen Studenten« wohl anstehen, sich darin vermehrt zu üben, insbesondere dann, wenn er meint, in der Öffentlichkeit über andere Instanzen herfallen zu müssen. Verständnis lässt sich nicht nur verlangen, man muss es auch selber aufbringen. Denn so unmotiviert, wie »BG« in seinem überheblichen Artikel zu argumentieren versucht, treffen die zuständigen Stellen der SBB ihre Entscheide nun nicht.

Ulrich Bollmann

PS. Ich möchte noch beifügen, dass ich selber täglich sechzig Kilometer mit der Bahn zurücklege.

Es soll nicht so sein, dass die Redaktion das letzte Wort behält, aber auf obigen, selten witzigen Brief möchte ich kurz eingehen.

Bis jetzt sind im Zürcher Studenten die SBB zweimal erwähnt worden, ob das unter den Begriff Tradition fällt, möchte ich bezweifeln. Dann der intellektuelle Minderwertigkeitskomplex. Soweit mir bekannt ist, beschuldigen die SBB recht viele Akademiker, aber vielleicht haben die den Studenten gegenüber solche Komplexe...

Hoffentlich prüfen die VBZ obige Vorschläge. Ueberhaupt ist zu vermuten, dass unser Kommilitone sehr viel mit seiner elektrischen Eisenbahn gespielt hat, da er so sachkundig über Zuglängen, Fahrplandichte und Streckenbelegung zu berichten weiss.

Geradezu rührend ist der Schlussabschnitt des Briefes. Also würde es dem »modernen Studenten« wohl anstehen, sich mit Bescheidenheit zu zieren und den »Instanzen« mit Verständnis zu begegnen. Hoffentlich merken sich dies KStR und VSETH, dann werden ganz von selbst Studentenwohnungen, Mensaprojekte und noch vieles mehr gebaut und getan werden.

BG

Zwischen zwei Vorlesungen

Gespräch mit einer ausländischen Kommilitonin

Ich: Tschau, wie geht's?

Sie: Danke, ich reise schon bald wieder heim.

Ich: Gefällt es dir so schlecht hier?

Sie: Nein, ich komme wahrscheinlich wieder fürs nächste Semester – aber mein Bruder will heiraten, und da soll ich nach Hause kommen.

Ich: * * * *

Sie: Ja, ich beginne mich schon langsam an euch zu gewöhnen; man lernt euch so langsam kennen.

Ich: * * * *

Sie: Kaum, ich habe fast nur Kontakt mit andern Norwegerinnen. Und das liegt nicht bloss an mir – ich habe sonst immer rasch Kontakt.

Ich: * * * *

Sie: Ja, das ist dort in der Nähe der Augustiner-gasse.

Ich: * * * *

Sie: Ja, ja, hin und wieder Schweizer, aber noch mehr Schweizerinnen; – weisst du, da kommen Sekretärinnen und so daher, die wollen einen Studenten (sie macht eine Gebärde, als ob sie einen Sommervogel fange). Und da kommt auch kein richtiges Milieu auf; und

kaum hat man einen Studenten kennengelernt, dann fragt er: Willst du mein Zimmer sehen? Er denkt, weil man Ausländerin sei, könne er uns ausnützen. Was ich am meisten vermisse, sind Gruppenbekanntschaften, bei uns in Norwegen kenne ich viele, Burschen und Mädchen, sogar mehr Burschen, und da sind wir oft viele zusammen, und da geht es lustig zu. Aber hier kann man kaum Burschen kennenlernen, Mädchen und Burschen gemischt sind nur immer zwei und zwei zusammen, und die Mädchen unter sich auch wieder nur zu zweit. Und nur so mal »Tschau« sagen genügt mir auch nicht. Meist sitzen die Mädchen zu Hause bei den Eltern und warten, bis etwas passiert.

Ich: * * * *

Sie: Nein, auch die französische Schweiz ist nicht besser; man sagt das, aber sie sind Schweizer, auch wenn sie Französisch sprechen, und wenn sie weltoffener tun, so merkt man eben doch, dass sie Schweizer sind.

Martin Germann

Escalation im VSS

An der ausserordentlichen GV des VSS am 12. Februar in Olten waren die Nachwahlen für den Vorstand zu besorgen, nachdem am 45. Jahreskongress in Liestal vom Dezember 1964 die welschen Sektionen sämtliche Kandidaturen zurückgezogen hatten, weil ihnen U. B. Wyss (St. Gallen) als Präsident unerwünscht war. Als Notlösung wurden darauf vier Sitze lediglich a. i. besetzt. Dies betraf den VP, VPI, VPS und den Quästor. Da die welschen Sektionen leider wiederum bei ihrer unversöhnlichen Haltung blieben, konnte

lediglich der bisherige VPS a. i., HP. Engeli (St. Gallen), als Quästor definitiv gewählt werden. U. Fünfschilling (Basel), bisher VP a. i., bewarb sich um den Posten des VPI. Er erreichte aber in zwei Wahlgängen das absolute Mehr nicht. Für die übrigen zwei Posten, VP und VPS, konnten überhaupt keine Kandidaten gefunden werden, so dass die drei Sitze VP, VPI, VPS vorläufig unbesetzt sind. Der VSETH reichte darauf eine Motion ein, wonach der VSS-Vorstand verpflichtet ist, innerhalb eines Monats auf dem Korrespondenzweg

PLAUSCH

Schülerliebe, eine Notwendigkeit?

5 Uhr: gleich wird sie kommen. Die intime Architektur von Schülerkneipen. Ich wähle einen Tisch am Fenster. Wie in der Schule Blicke nach draussen, nur weniger stereotyp. (Oberhalb eine pathetische Wolkencollage. Regen reggt sich, klüppelt eine Pfütze. Hinter seiner Schraffur wird allmählich die Sonne deutlich, die ihr Licht in die Ruine dieses Tages pinkelt. – Am Taghimmel antichambriert der Mond.)

Schülerliebe: das ist eine psychologische Notwendigkeit. Wer jeden Vormittag an eine Sache verschwendet, die jeden Witz, jedes Interesse bewusst zu töten bemüht ist, braucht nachmittags einen sehr wirksamen Ausgleich. Angesichts der Krankheit Schule wird die Liebe zur selbstgewählten Therapie. Es ist wie mit siamesischen Zwillingen, an Wort und Blick zusammengewachsen. Sie kommen voneinander nicht los. Und wollen es nicht. Die Zeit ist ausserhalb ihrer Kissen: Kesselstein; Welt: Aufstrich der Glasscheiben. Sie decken sich mit ihren Körpern zu, bekleiden sich mit ihren Blicken. Da ist kein Gedanke an Tageszeiten, Entscheidungen fallen unter dem Tisch; und zuweilen spielen sich genormte alte Mechanismen ab: das ist die Spieluhr der Sprache. Gedanken wachsen sich als Haare aus (vegetative Existenz, Humanisten nennen es unio mystica), Wortlocken, gewiss, aber der Mund bleibt frei für sein gemässes Geschäft. Das ist die Klausur der Liebe (und deren Theorie). Das Leben eines Schülers findet in solchen Enklaven statt. Das Ideal des Stillstands: eine gedankenlose, bequeme Existenz, präpositional: im Lasso ihrer Arme. Der »rechte Weg«, den die Schule propagiert, endet an der Schlafzimmertür; man kommt uns, die wir schon Bibeln ertragen haben, mit Askesen. Man versucht, mit einer Geige Nägel in die Wand zu schlagen.

Das Schläferstündchen ist zu Ende. Wir räumen die Milchbar, die sich mittlerweile mit allerlei schulfremdem Volk gefüllt hat: längst hat der Stossverkehr eingesetzt. Der Heimweg unterm romanischen Regenbogen, immer noch Anlass für Metaphern, ping-pong der Genitive: Kitsch, aber Sofa. Unter dem Fenster verabredet man sich für den Abend zur surprise-party.

Der dornier cri der Geselligkeit kommt aus Frankreich; dem deutsch-französischen Jugendhilfswerk gebührt der Ruhm, seinen Import im grossen Massstab ermöglicht zu haben. »Nackt mit Gästen«, die amerikanische Methode, scheiterte an den überfeinerten Liebesformen europäischer Primaner. Man hat nach allem noch den abendlichen Dégoût vorm Oeffentlichen. Intim geht vor sexy. Nach wie vor ist der esoterische Typ sehr beliebt. Aber Geschmäcker ändern sich wie Börsenkurse; im Weihnachtsmonat 1964 war ein leichter Trend zum Sex zu verzeichnen. Daher die surprise-party.

Aus: Konkret, Januar 1965

die nötigen Wahlen durchzuführen. Damit sind die Sektionen verpflichtet, geeignete Kandidaten zu stellen.

Diese Situation entstand deshalb, weil die welschen Sektionen nach wie vor auf ihrem Standpunkt beharren, wonach der jetzige VSS-Präsident für sie unakzeptabel sei. Andererseits zeigt sich bei den Deutschschweizer Sektionen ein gewisser Kadernmangel. Das Lied vom mangelnden Nachwuchs in der studentischen Selbstverwaltung und dem Desinteresse des Etudiant de base ist ja keineswegs neu, manifestiert sich jedoch auch hier wieder aufs deutlichste, indem einfach zu viele Studenten sich einer studentenpolitischen Karriere verschliessen. Immerhin haben Uni Zürich und VSETH angedeutet, dass sie noch je einen möglichen Kandidaten in absehbarer Zeit stellen können, so dass nur zu hoffen ist, dass der dritte Anlauf der Vorstandswahlen möglicherweise erfolgreicher sein werde als die beiden ersten. Es ist jedoch unbestritten, dass eine rein deutschschweizerische Besetzung des Vorstandes alles andere als ideal ist, denn aus naheliegenden Gründen sollte die Zusammensetzung möglichst paritätisch sein.

Im Verlauf der Verhandlungen wurde darauf hingewiesen, dass die Haltung der Welschen einer »Obstruktion und destruktiven Opposition« gleichkomme. Es ist überaus bedauerlich, dass »nos Confédérés« nicht Hand bieten zu einer Ueberwindung der Krise im VSS und sich nicht zu loyale- rer Gessinnung aufschwingen können, denn Probleme liessen sich noch nie durch sturen Boykott lösen.

ML



Sulzer-Pionierleistungen

1841 Erster Dampfkessel für die Zentralheizung des Gymnasiums Winterthur. Anfang der beiden wichtigen Arbeitsgebiete: Heizung und Dampfkesselbau.

1854 Erste Dampfmaschine mit Schiebersteuerung.

1867 Die erste liegende Sulzer-Ventildampfmaschine erregt an der Pariser Weltausstellung Aufsehen und begründet den internationalen Ruf der Firma.

1877 Bau der ersten Kältemaschinen und -anlagen.

1906 Der erste umsteuerbare Zweitaktschiffsdieselmotor der Welt wird an der Weltausstellung in Mailand vorgeführt.

1912 Ausrüstung des ersten Hochseeschiffes mit Sulzer-Dieselmotoren und Antrieb der ersten Diesellokomotive der Welt mit einem Sulzer-Dieselmotor in V-Bauweise.

1921 Erste vollständig geschweißte Sulzer-Druckleitung.

1929 Einführung des trommellosen Sulzer-Einrohrdampfperzeugers zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit von Dampfkraftanlagen durch Steigerung der Drücke und Temperaturen.

1948 Übergang vom Webstuhl zur Sulzer-Webmaschine und Einleitung eines neuen Webverfahrens.

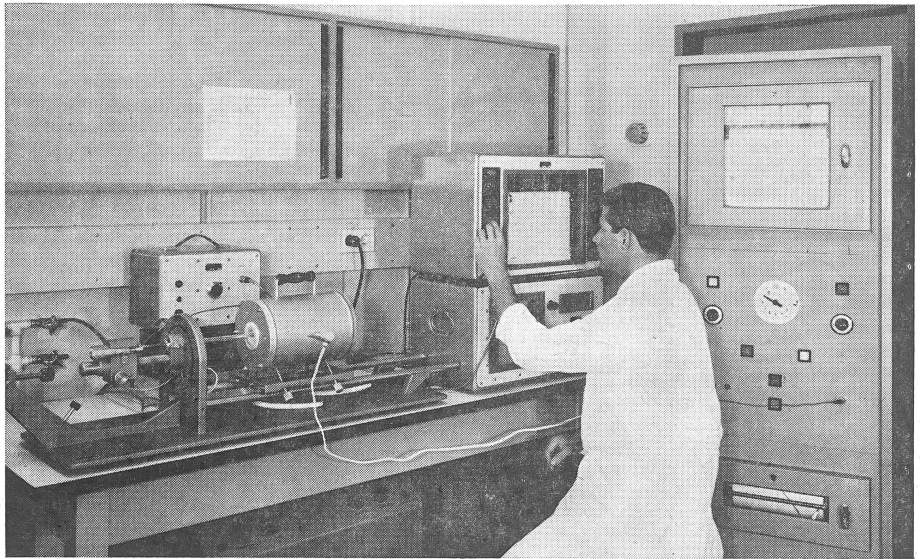
1954 Erste Dampfkesselanlage für überkritischen Druck (über 225,4 at).

1958 Bau der größten Speicherpumpen der Welt.

1960 Maßgebliche Beteiligung an der Planung und am Bau des ersten schweizerischen Versuchsreaktors des Eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung in Würenlingen. Steigerung der Zylinderleistung des Zweitaktschiffsdieselmotors auf 2300 PS bei einer Zylinderbohrung von 900 mm.

1961 Einflußreiche Teilnahme an der Planung und am Bau des ersten schweizerischen Versuchsatomkraftwerkes in Lucens.

1962 Bestellung der größten Pumpenturbinen der Welt von nahezu 110 000 kW Einheitsleistung.



Getragen von der guten Arbeit vieler Menschen, entwickelte sich während Generationen unsere Firma zum schweizerischen Industrieunternehmen von weltweitem Ansehen. Diese Anerkennung fiel uns nicht als reife Frucht zu, sondern ist die Folge unablässiger Bemühungen geistiger und manueller Tätigkeit.

Unermüdliche Forschung und Entwicklung sowie qualifiziertes berufliches Können der Belegschaft führten zu Pionierleistungen, die das hohe Ansehen unseres Unternehmens begründen. Dieses zu wahren, ist die Aufgabe unserer Jugend als Trägerin der Zukunft.

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur

SULZER

1115

AARAU ARBON AROSA ASCONA AU/SG BADEN BASEL BELLINZONA BERN
BIASCA BIEL BRIG BRISSAGO BULLE CHATEL-ST-DENIS CHIASSO CHUR COU-
VET CRANS DAVOS DÜDINGEN FLAWIL FLEURIER FRAUENFELD FRIBOURG
GENÈVE GLATTBRÜGG GRINDELWALD INTERLAKEN KLOSTERS KREUZ-
LINGEN LA CHAUX-DE-FONDS LAUSANNE LICHTENSTEIG LIESTAL LOCARNO
LUGANO LUZERN MARTIGNY MENDRISIO MEYRIN MONTANA MONTHEY
MONTREUX MÜRREN MUTTENZ NEUCHÂTEL NYON OLTEN PESEUX PRILLY
RAPPERSWIL REGENSDORF RORSCHACH RÜTI ST. GALLEN ST. MORITZ
SCHLIEREN SIERRE SION SOLOTHURN THUN VERBIER VEVEY VISP WENGEN
WETTINGEN WETZIKON WIL WINTERTHUR WOHLLEN YVERDON ZERMATT
ZOLLIKON ZÜRICH

Für alle Bankgeschäfte



Schweizerische BANKGESELLSCHAFT

Union de Banques Suisses

Vertreterbureau in New York

Korrespondenten in der ganzen Welt

Jedem Schweizer seine Subvention!

Hauptziel der eidgenössischen Wohnbauvorlage ist eine kräftige Förderung des sozialen Wohnungsbaus. Sie will den wirtschaftlich Schwachen zu einer preiswerten Behausung verhelfen. Nun wird aber von einflussreichen Kreisen verlangt, dass ein Mieter auch dann noch in den Genuss einer Subvention kommen soll, wenn die Miete nur ein Siebentel seines Einkommens beträgt; pro Kind steigt die Berechtigungsgrenze noch um 750 Franken. Da lässt sich ausrechnen, dass beispielsweise eine Familie mit drei Kindern in einer Fünfstückerwohnung (mit Erstlings- und Landkosten von 100 000 Franken) in den Genuss eines verbilligten Mietzinses von 4900 Franken jährlich gerät, selbst wenn das Einkommen 36 550 Franken beträgt! In einer Dreizimmerwohnung (Anlagekosten 70 000 Franken) kann die Berechtigungsgrenze für eine Familie mit zwei Kindern bis auf 25 510 Franken ansteigen.

Wenn Jungverheiratete in den grossen Städten oft bis zu einem Drittel ihres Einkommens für die Miete benötigen, ist man in vielen Fällen berechtigt, von einem Notstand zu reden, aber bei einem Siebentel ist dies ganz einfach ein Unfug. Die gegenwärtig noch gültige Regelung rechnet auf der Grundlage des sechsfachen Mietbetrages, was immer noch zu hoch ist, wenn man dabei auf Einkommensgrenzen von 31 650 Franken (obige Fünfstückerwohnung) und 22 080 Franken (obige Dreizimmerwohnung) kommt. Elanigermassen «sozial», d.h. auf die Bedürftigen zugeschnitten, war die Regelung von 1958, die vom fünffachen Mietbetrag ausging.

Die Tendenz solcher Ueberhebungen des Wohlfahrtsstaates ist ganz eindeutig. Man will in irgend einer Form möglichst viele Bürger in die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen bringen. Dass dabei diejenigen zu kurz kommen, die es wirklich nötig haben, liegt auf der Hand. Es herrscht denn auch im Volk erheblicher Unwille darüber, wer alles es sich in subventionierten Wohnungen wohl sein lässt.

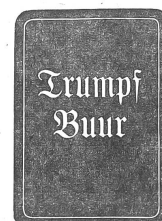
Dem Unfug die Krone aufzusetzen steht man in Lausanne im Begriff, wo geplant ist, neben eine subventionierte Wohnkolonie auch noch subventionierte Garagen für die bedürftigen Autos der bedürftigen Bewohner zu bauen. Wie wäre's mit einem Artikel in der Bundesverfassung, der jedem Schweizer das «Recht auf Subvention» garantiert? («Wer die Annahme einer ihm zustehenden staatlichen Subvention verweigert, wird mit Busse, im Wiederholungsfall mit Gefängnis, bestraft.»)

Noch eine Gefahr zeichnet sich bei der in Beratung stehenden

Wohnbauvorlage ab. Sobald der Staat ans Geldverleihen geht, melden sich ungefragt Interessenten, an die man anfänglich gar nicht dachte. Die Subventionen der Wohnbauvorlage haben doch in aller Augen den einzigen Zweck, Mietern, die es nötig haben, die Wohnung zu verbilligen. Nun scheint man aber in gewissen Amtsstuben anderer Meinung zu sein.

Dem Bauherrn, der Sozialwohnungen errichten will, soll eine Brutto-Kapitalverzinsung bis zu 6,9 Prozent gestattet sein. Während jeder Private mit 5,8 bis 6,2 Prozent sein Auskommen findet. Auf diese Weise kann es dann passieren, dass bis zur Hälfte der Subvention statt dem Mieter dem Bauherrn zugute kommt. Es heisst, man wolle damit vor allem den gemeinnützigen Baugenossenschaften einen «Anreiz» bieten, auch ja um Himmels willen zu bauen. Dass dann die Miete obenerwähnter Fünfstückerwohnung statt um 2000 Franken nur um 1000 bis 1400 Franken verbilligt wird, nimmt man scheinbar leichten Herzens in Kauf. 1000 bis 600 Franken fliessen dem Hauseigenen statt dem Mieter zu.

Brauchen denn ausgerechnet die gemeinnützigen Baugenossenschaften noch «Anreiz»? Sie sind doch gemäss Statuten und gemäss ihrem so oft verkündeten idealistischen Programm verpflichtet, Wohnungen zu bauen, welche für die Mieter so billig wie möglich zu stehen kommen. Muss man ihnen wirklich noch mehr «Anreiz» bieten als denjenigen, mit dem sich so ein viel geschmähter privater Bauherr zu fassen gibt?



Aus coulurestudentischen Kreisen

Student und Politik

Das Problem »Student und Politik« ist sehr vielschichtig. Darin eingeschlossen ist nicht nur die Frage, ob sich der Student mit Politik befassen, sondern auch, auf welcher Basis er das tun soll. Die erste Frage ist unseres Erachtens recht leicht zu beantworten, nämlich nur mit einem klaren Ja. Die zweite ist diffizil, besonders wenn sie dahin zielt, ob sich der Student aktiv ins politische Leben einschalten soll.

Befassen wir uns zunächst mit der Frage, ob der Student an der Politik überhaupt teilhaben soll. Man kann zwar die Meinung vertreten, der Student solle sich allein seinem Studium widmen, damit er möglichst bald seinen Beruf ausüben und damit dem Volksganzen dienen könne. Das ist eine Auffassung, die sicher nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Sie würde aber – wenn man sie als Maxime gelten liesse – den Studenten folgerichtig auch von jeder gesellschaftlichen oder sportlichen Tätigkeit ausschliessen. Im Ernst wird auch niemand von einem Studenten verlangen, dass er während seiner Studienzeit überhaupt nichts anderes tue, als hinter den Büchern zu sitzen. Man wird ein solches Tun sogar für schädlich halten dürfen, vorausgesetzt natürlich, dass man die Hochschule nicht als Fabrik für Studienbegabte, sondern als umfassende Vorbereitung des jungen Menschen für ein verantwortungsvolles Leben in führender Stellung ansieht.

Der Student soll sich also mit der Politik befassen. Er soll nicht glauben, das sei eine Angelegenheit für die älteren Jahrgänge, die bereits im Berufsleben stehend, ihre besonderen Interessen wahrzunehmen hätten.

Wenn man sagt, der Student solle am politischen Leben teilhaben, so heisst das primär, dass er seine bürgerlichen Rechte wahrnimmt und seinen bürgerlichen Pflichten nachkommt. Das ist diejenige politische Betätigung, die von jedem verlangt werden kann. Der Student soll also abstimmen und wählen, er soll – soweit er auf dem Lande wohnt – an der Gemeindeversammlung teilnehmen. Wenn er das tut, so kann von ihm zum mindesten niemand sagen, er kümmerne sich nicht um die Politik oder scheue sich davor, Stellung zu beziehen. Man darf darüber hinaus von ihm aber auch erwarten, dass er sich mit den politischen Fragen ernsthaft befasst und nicht nur aufs Geratewohl ja oder nein sagt. Er soll seine Meinung begründen können. Dazu ist es unerlässlich, dass er die politische Tagespresse studiert; ebenso ratsam ist es aber, dass er an den aufklärerischen Versammlungen, besonders an solchen mit kontradiktorischem Charakter, teilnimmt. Gewiss ist der Student im allgemeinen intelligent und gebildet genug, dass er sich über irgendeine Angelegenheit selber ein Bild setzen kann. Er muss

aber wissen, dass sein Urteil kaum in allen Fällen abschliessend sein kann. Deshalb wird er mit Vorzug wenn nicht selber diskutieren, so doch wenigstens die Diskussion anderer anhören.

Wenn wir von kontradiktorischen Versammlungen sprechen, kommen wir auch gleich zu den politischen Parteien. Der Student steht diesen, speziell den historisch fundierten oft etwas skeptisch gegenüber. Namentlich in unserer schweizerischen Referendumsdemokratie scheint es ihm da etwas ereignislos zuzugehen. Das Verhältnis der einzelnen Parteien zueinander, das nur allzu oft in recht fragwürdige Kompromisse ausmündet, will seinem Temperament meistens nicht recht gefallen. So kommt es, dass viele politische interessierte Studenten sich nicht den Weissen, den Roten, den Schwarzen oder den Grünen anschliessen wollen, sondern die Zwischenfärbung irgendeines Erneuerers wählen, der das Blaue vom Himmel herunter verspricht.

Die Versuchung ist in der Tat gross, kann doch ein Student, der sich in einer solchen Erneuerungsbewegung betätigt, eher erwarten, zu einem gewissen parteipolitischen Ansehen zu gelangen, als in den historischen Parteien. Er sollte aber trotzdem, wenn er aktiv politisieren will, den schwierigeren Weg über die – bestimmten Grundsätzen verpflichtete – Partei gehen. Er hat das Leben noch vor sich und wird noch Gelegenheit genug finden, auch hier zu Amt und Würden zu gelangen. Wenn sich ein Student als Stimmzähler nützlich machen will, so kann man das sicher nur begrüssen; in wichtigere Kommissionen oder gar in einen Rat sollte er sich – Ausnahmefälle vorbehalten – nicht wählen lassen. Das soll er denjenigen überlassen, die sich bereits im Berufsleben bewährt haben und deshalb eine Erfahrung besitzen, die er, auch wenn er ein mit Geistesgaben gesegneter Mensch ist, nicht haben kann.

Das soll aber nicht heissen, dass der Student, wenn er sich zum Beitritt zu einer Partei entschlossen hat, lediglich zuzuhören soll an den Versammlungen. Er soll, wenn er das Gefühl hat, etwas Essentielles zur Diskussion beitragen zu können, offen seine Meinung sagen. Niemand wird ihm das verübeln. Er muss sich aber davor hüten, immer und überall sprechen zu wollen. Er muss sich eben so verhalten, dass er nicht als Fremdkörper in einer Versammlung wirkt; sonst darf er sich nicht wundern, wenn man ihn nicht ernst nimmt.

Student und Politik: Abstimmen, wählen, diskutieren – da kann man nur ja sagen. Ein politisches Amt annehmen oder sich geradezu darum bewerben – da wäre mindestens ein grosses Tragezeichen anzubringen. Auch politisch soll der Student seine Hochschulzeit als Vorbereitung nutzen; die grossen Aufgaben stellen sich genau wie im Beruf auch in der Politik mit den Jahren von selber ein.

Urs-Peter Häberlin, Teutonia

Studium ja, Ideen nein?

Im Zürcher Studenten Nr. 5 vom November 1964 ist (ebenfalls in der Rubrik »Aus coulurestudentischen Kreisen« Red.) ein Artikel erschienen, der es meines Erachtens verdient, etwas näher betrachtet zu werden. Er enthält Vorwürfe an die Adresse von Kommilitonen, Professoren, Schriftstellern, Journalisten, Magistraten – kurz, an die geistige Elite. Gerade dieses Faktum ist aber allein schon dazu angetan, den Artikel mit äusserster Vorsicht zu geniessen. Nicht etwa aus der angeprägten Mutlosigkeit oder Bequemlichkeit heraus, sondern vielmehr deshalb, weil vor allem die vier letztgenannten Adressaten Berufsrichtungen darstellen, die naturgemäss über Kenntnisse und Erfahrung auf ihren Gebieten verfügen, die weit umfassender sind als diejenigen, die uns »noch Studierenden« eigen sind. Die wesentlichen Forderungen des Artikels sind kurz die folgenden: »Ihr Eliten, wacht auf! Schaltet euch ins öffentliche Leben ein! Fordert! Ihr seid prädestiniert zu kritisieren!« Dieses vor allem uns Studenten ausgestellte »Fähigkeitszeugnis« mag sehr schmeichelfähig wirken, bei näherer Untersuchung, vor allem der Folgen, erkennt man aber die grosse Gefahr, die in solch aufhetzenden Tiraden liegt.

Letzten Endes geht es hier um das wichtigste Problem unserer Zeit, die Vermassung. An dieser Stelle möchte ich auf das Werk Ortega y Gasset »Der Aufstand der Massen« hinweisen. In diesem Buch stellt er den ganzen Problemkomplex in bewundernswürdiger Weise dar. Es würde zu weit führen, alle Gründe dieses Phänomens hier zu analysieren. Es sei mir aber gestattet, einige grundlegende Charakterzüge des Typus »Massenmensche« darzulegen. Es ist wohl eines seiner wesentlichsten Merkmale, jedes Ideal, die Anerkennung jeglicher Normen und Grenzen einfach über Bord zu werfen, nur noch sich selbst anzuerkennen und sein Leben so zu gestalten, wie es ihm gerade gefällt. Das erklärt weitgehend die masslose Arroganz und Rücksichtslosigkeit, der wir heute auf Schritt und Tritt begegnen. Dieser Zustand ist denn auch dafür mitverantwortlich, dass heute der Begriff Individualismus weitgehend falsch interpretiert wird. Man fühlt sich dann als Individualist, wenn man tut, was man will, wo immer möglich noch anders als alle andere. Dies aber bedeutet uneingeschränkte Freiheit oder, anders ausgedrückt: Willkür! Die Idee des Individualismus, die den heutigen Stand der Kultur

weitgehend mitentwickeln half, basierte jedoch auf der Anerkennung von Normen und Gesetzen, seien sie nun sozialer, religiöser oder moralischer Natur.

Das »überdimensionierte Selbstbewusstsein« des heutigen Massenmenschen erklärt auch, dass er sich für befugt hält, seine Nase in alles hineinzu stecken, zu kritisieren und vor allem zu fordern. Sobald es aber darum geht, etwas Konstruktives beizubringen, d.h. seinen Egoismus einzuschränken und Verantwortung zu tragen, sieht die Sache plötzlich anders aus. Die aus dem Artikel hervorgehende Forderung, die Studentenschaft müsse sich nun endlich gegen die bestehende »verrostete« Ordnung auflehnen und sie herunterreißen, scheint mir aus den erwähnten Gründen absurd. Dies um so mehr, als der Verfasser den Negativismus, den Defaitismus sowie destruktive Propaganda nicht als Vorwurf anerkennt. Mit anderen Worten erhebt er sie zu einem billigen Recht! Ist aber Kritik um der Kritik willen nicht eindeutig sinnlos? Ist nicht gerade dies eines Studenten unwürdig, da das von ihm so stark hervorgehobene Wort »Denken« hier überhaupt keinen Platz mehr einnehmen kann? In der bewussten Veröffentlichung klagte der Schreibende darüber, dass jede Kritik sofort als »Kommunismus« verschrien werde. Ich glaube aber, dass weitgehend nur unfundierte Kritiken, also solche von der Sorte der zuvor beschriebenen, diesem Urteil unterworfen werden, und dies mit gutem Recht.

Sein Anliegen, sich für die Zukunft einzusetzen, ist sicher im Grunde genommen ein Positivum. Nur muss man sich fragen, ob wir in unserem Stadium des »Sichentwickelns« schon dazu kompetent sind. Wäre nicht vielmehr das Jetzt-schon-Handeln ein klares Zeichen dafür, dass wir den Kopf zu hoch tragen, nicht aber dann, wenn wir die Dinge »nur« verfolgen und daraus lernen, wie es uns im betreffenden Artikel an den Kopf geworfen wird?

Ich glaube nicht, dass es uns zusteht, über das uns von den Professoren Gebotene resp. nicht Gebotene öffentlich zu polemisieren, ebensowenig ganze Berufsgruppen in einen Topf zu werfen und a priori als schlecht und untragbar zu bezeichnen. Auch hier gilt das »leider schon alte« Sprichwort: »Schuster, bleib bei deinen Leisten!«

Walter Berchtold, Carolingia



Die nachstehende Leseprobe stammt aus der genial-schurken und hintergründig verkauften Geschichte aus dem k.k. Wien; der Gauschreck im Rosenetz, von Fritz von Herzmanovsky-Orlando.

»Ja«, mischte sich die Katzbaumer ins Gespräch, »schöne Leut hat's da oben bei der Keuschheitskommission! Dass ich nicht lach! Also: die Luderdorf. Allweil stockboffen. Die hat a zarte Beziehung mit an Brantweiner und feiert ihre Orschien, ja Orschien, in Gaudenzdorf, dass S'es wissen, d's Heimliche d's. Dabei soll's eine Agentin von der Jakobiner sein oder was. Jetzn baut's am Braunhirschengrund eine Rosoglofabrik – der englische Gesandte hat auch Geld drin stecken, ums christliche Volk zu vergiften.«

»Aber das ist noch gar nichts«, liess sich Demoiselle Luft vernehmen, »ich weiss was Furchtbars. Niemals nie nicht wird aber dasselbe über meine Lippen kommen!«

Voll Spannung hingen aller Augen am üppigen Mund der schönen Kordula.

»Niemand nie nicht« – wiederholte sie feierlich – »nur soviel kann ich andeuten: der Skandal, der einmal bei die Kibissers ausbrechen wird!«

»Wie? Wie? Was? Wo? Mit wem denn?«

»Mit 'n Devotionalienhändler, dem Harfenrichter, natürlich.«

»Was net sagen, die alten Schachteln?«

»Ah nein, die nicht – aber schweigen wir. Nur soviel kann ich sagen: So feine Arbeiten können doch nur junge Augen verrichten. Na also! Na – wo hat er die Lehrmädchen her! Aber was – von mir erfährt niemand nichts, das heisst, das wissen S' doch, dass er sein Hauptgeschäft macht mit die gewissen Abziehbildern, wo die Damen rot werden, wann sie's sehen.«

Die Akropolis

Man kennt ja den Spruch: Ja, ihr Studenten habt's schön, immer nur Ferien. Nun, wie man die Ferien auch verbringen kann, zeigt die »Akropolis«, wie der Lesesaal der ETH-Bibliothek auch genannt wird, täglich von 9 bis 22 Uhr, durchgehend.

Mit dem Lift oder zu Fuss nach einigem Treppensteigen erreicht man die Vorhalle. Studenten, einzeln oder in kleinen Gruppen, rauchend, offensichtlich viel Zeit habend, stehen da herum bei einem kleinen Plausch wie das Publikum in der Kinopause. Man fragt sich unwillkürlich, was denn so mitten in den Ferien die da oben suchten und ob es wohl keine besseren Orte zum Herumstehen gebe in ganz Zürich. Nun, des Rätsels Lösung wird einem sofort klar, wenn man durch die kleine Holztüre in die Akropolis eintritt. Hier findet unter der Kuppel ein gigantischer Ringkampf statt: der Kampf um Erkenntnis. Die Studenten in der Vorhalle sind offensichtlich die ermatteten Kämpfer, die da neue Kräfte suchen, bevor sie sich wieder in den Kampf gegen die Materie und die Zeit stürzen.

Tritt man also in den Lesesaal, so bleibe man nur nicht gerade unter der Türe stehen. Auch nicht mit der Mappe in der Hand, um die laute Absicht zu demonstrieren. Hier ist man in diesem Kampf Freund und Feind zugleich – Feind, weil man so viele konzentriert Lernende trotz grösster Vorsicht beim Öffnen der Türe aus ihrer Tätigkeit aufgeschreckt hat; und Freund eben daher. Man ist eine willkommene Person: ein Kampfgenosse und eine Abwechslung vom öden Lernen zugleich. In Abwandlung des bekannten Wortes könnte man sagen: Man lernt (im Lesesaal), um zu sehen (wer auch noch da ist), und sieht, um zu lernen.

Erschreckt ob der atemberaubenden Stille und dass man es doch fertiggebracht hat, eine ganze Menge Köpfe sich von den Vorlesungen und Büchern heben zu lassen, um den Eindringling zu mustern, erspäht man also einen noch freien Stuhl, um sich ganz der Wissenschaft hinzugeben. Doch was ist das nun plötzlich für ein Lärm in diesen so geheiligten Hallen, wo sogar noch erhöht und distanzierend, distinguert ein »Aufpasser« über die Stille wacht? Ein unheimliches Rauschen erfüllt den Raum; es könnten ganze Vogelschwärme darin sein. Doch beim (ob der Stille zaghaften Herumschauen) findet man rein gar nichts Belebtes. Also wieder beginnen mit dem immer noch ersten Satz. Doch schon ist das Rauschen wieder da. Könnte es etwa von der Erkenntnisgöttin sein? Doch nein, die ganze Population ist ja nur hier, um einen amtlich pauschalfrankierten Brief zu bekommen, wo statt eines in die entsprechende Lücke eingesetzten Wortes ein Strich, fein säublich mit Lineal gezogen, das Positive eben durch Nichtvorhandensein bescheinigt. Oder ist das Rauschen in dieser fast sterilen Stille etwa gar nicht vorhanden, sondern nur eine schreckhafte Einbildung? So schickt man sich drein, bis man plötzlich auf das Stichwort Flüstergewölbe stösst... Beruhigt, das Rätsel endlich gelöst zu haben, könnte man sich endlich »seriös« dem Lernen hingeben. Doch nein, es soll nun einmal nicht sein, denn soeben ist jemand in die Halle getreten. Natürlich muss man da hinschauen; es könnte ja sein, dass man den Eindringling kennt. Nein, man hat den neuen Gast noch nie gesehen. Doch bevor der Blick wieder das immer noch erste Blatt erreicht... Also nochmals aufschauen: ja, dort drüben sitzt doch der Heilr. Den muss man rasch

begrüssen, man hat ihn schon lange nicht mehr gesehen. Der ist sicher auch froh um eine kleine Abwechslung, nachher lernt man wieder viel besser. Also zu ihm hinüber. Er scheint zudem den soeben Hereingekommenen zu kennen. So schliesst man wenigstens neue Bekanntschaften in einem Raum, wo jeder ganz still für sich arbeitet. Ja, chaque médaille a son revers. ML

Teuerungsbekämpfung mit Fragezeichen

Vor einigen Tagen erhielten die Stimmbürger die bundesrätlichen Vorlagen mit dem eindrücklichen Titel »Massnahmen zur Bekämpfung der Teuerung...«. Dieser attraktive Titel ist aber bei näherem Zusehen eine Irreführung der öffentlichen Meinung; nicht umsonst sind diese »Massnahmen zur Bekämpfung der Teuerung« im Volksmund weitherum als Konjunkturdämpfungsbeschlüsse bekannt. Denn sie haben sicher eher die Konjunktur gebremst als die Teuerung gestoppt. Die durch den Kreditbeschluss erhöhten Hypothekenzinsen sind natürlich umgehend auf die Mieter abgewälzt worden – und steigende Mietpreise sind halt eben ein nicht unwesentlicher Faktor der Teuerung. Aber das ist nur ein Beispiel; durch die höheren Kapitalkosten im Gefolge der Kreditrestriktionen und Zinserhöhungen werden über kurz oder lang die meisten Waren teurer, Agrarprodukte, Strom usw., und damit der Kaufkraftschwund des Schweizer Franks gefördert, anstatt gebremst. Opfer einer »Stabilisierung« der Wirtschaft mit solchen Methoden ist eine Gruppe, der die meisten angehören: die Lohnverdiener. Es ist enttäuschend zu sehen, dass die Sozialdemokratische Partei, die doch am ehesten genötigt und in der Lage sein sollte, die Interessen des Lohnverdieners wirkungsvoll zu vertreten, dies nicht nur unterlässt, sondern das üble Spiel einer Konjunkturdämpfung auf dem Rücken des kleinen Mannes (»Konjunktur bei den Grossen – Dämpfung bei den Kleinen«) sogar mitmacht. Offenbar stellen die Spitzen der SP die Möglichkeiten zu einem dringlichen Wohnbauprogramm – im Gefolge des Baubeschlusses – (und damit einem ideologischen Erfolg) höher als die unmittelbaren Interessen des grössten Teils ihrer Parteimitglieder.

Mehr als enttäuschend sind aber die sozialpolitischen Absichten, die man zwangsläufig hinter den Dämpfungsbeschlüssen vermuten muss: Da wird vom Schutz der Kleinen und Schwachen geredet – dabei wird z.B. von interessierten Kreisen mit einer Liquidation der schwächeren Betriebe zwecks »Strukturereinigung« gerechnet, und in Grossunternehmerkreisen hörte ich sogar die moralisierend vorgebrachte These: »Es wäre wohlfeud für das ganze Volk, wenn durch eine kleine Krise die »Wohlfstandsmentalität« einmal endlich zerstört werden könnte, wenn die Arbeitnehmer wieder einmal anstehen müssten, um Arbeit zu bekommen.« Zweifellos ist das eine extreme Äusserung (?), aber sie spiegelt getreulich ein in höheren Gesellschaftsschichten verbreitetes Malaise über die zunehmende Auflösung der überkommenen sozialen Hierarchie, die dann vor schnell »Entstrukturisierung« genannt wird. Von diesem Standpunkt aus liesse sich auch ein gedanklicher Ring zu den – beabsichtigten oder unbeabsichtigten – Folgen der »Massnahmen zur Bekämpfung der Teuerung...« schliessen: Damit nicht alle alles kaufen und damit Prestige und Statussymbole einer höheren Schicht erreichen, wird der sog. Nachfrageüberhang beschnitten, und zwar nicht durch vermehrte Produktion, wie das wirtschaftlich angezeigt wäre, sondern durch Beschneidung auf der Geldseite (durch den Kreditbeschluss und seine Folgen). Dass nebenbei auch die Aufstiegsmöglichkeiten der selbständigen Jungen vermindert werden, gehört wohl auch unter das Stichwort »Dämpfung«. R. Schürer, phil. I

VSS

– Seit die Schweiz am Austausch des American Field Service beteiligt ist, das heisst, seit 1947, sind 653 junge Schweizer nach den USA und 143 Amerikaner in die Schweiz gefahren.

– Christian Gobet greift im »Le peuple« die Verantwortlichen des Nationalfonds für wissenschaftliche Forschung an, deren finanzielle Berechnungen sowohl von der Kommission Labhardt wie von Bundesrat Tschudi indirekt widerlegt worden seien. Er bezweifelt, ob heute in der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses Leute am Platz seien, die mit ruhigem Gewissen von einem in Geldschwierigkeiten stehenden Studenten sagen können, dies stimuliere seinen Eifer und sei ein Gradmesser seiner Berufung. Wer heute nicht generell auf die Begabung des hilfsbedürftigen Nachwuchses abstelle, habe die kritische Lage von Wissenschaft und Forschung in unserem Lande noch nicht erkannt.

– In Genf sind Stimmen laut geworden, es solle aus Sparsamkeitsgründen auf einen Neubau der Chemieschule an der Universität Genf verzichtet werden. Dies würde bedeuten, dass der höhere Chemieunterricht von der Universität Genf verschwinden würde. Zudem müsste Lausanne, wo die Verhältnisse ebenfalls prekär sind, den Hauptteil der »entwerteten« Genfer Chemiestudenten aufnehmen.

– Die Erziehungsdirektoren der Universitätskanton sind vom Bund eingeladen worden, bis zum 1. März 1965 schriftlich zum Bericht Labhardt Stellung zu nehmen.



Apotheke Oberstrass Zürich 6

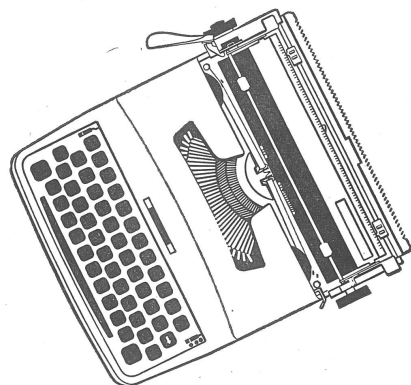
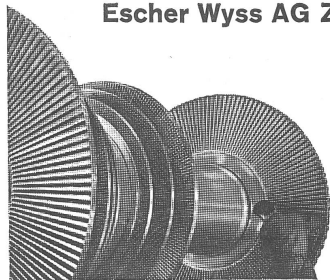
F. Eichenberger-Haubensak Universitätstrasse 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

Escher Wyss AG Zürich



Fr. 348.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt; sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

**Olivetti
Lettera 32**

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S.A.B.

OLIVETTI (SUISSE) S.A.

Zürich 3 Steinstrasse 21



FREIHOFFER
Buchhandlung
für
Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1

Tel. 47 92 22

TABAK
Schrämli
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly

Zürich
Institut **Minerva**

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propä-
deutikum für Mediziner

Maturität **ETH**
Handelsschule Arztgehilfenschule



Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

Für elektrische
Rasierapparate
gehen Sie am
besten ins Spezial-
geschäft mit der
großen Auswahl
und dem eigenen
Reparaturservice

Electras im Zen-
trum von Zürich
Talacker 34 (Kauf-
leute), Tel. 27 61 44

Electras



Hotel und Restaurant
Sunnehus
bei der ETH

Jeden Abend erstklassiger Pianist
Schönes Stübli für Essen jeder Art
Prima Küche. Zimmer ab Fr. 12.-
Television

Mariologie und Oekumene?

Maria ist tot und wartet mit allen Heili-
gen auf die Auferstehung...
Mehrsichtige Begründung 60 Rappen
(viele weitere interessante Schriften)

J. Hässig, Lebensberatung,
9000 St. Gallen, Poststr. 4, Tel. 23 10 80.

DISS

— ERTATIONEN

drucken wir mit
IBM-Schrift in Offset
gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich

Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50

Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur		Arithmetik u. Algebra	DM 6.—
Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Differentialrechnung	DM 11.50
Von Proportionen bis zur		Integralrechnung	DM 5.80
Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialgleichung	DM 4.30
Vom Punkt		Statik starrer Körper	DM 11.50
bis zum Kreis	DM 6.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
Von Koordinaten bis zu		Dynamik	
Funktionsgleichungen	DM 8.50	des Massenpunktes	DM 7.50
Gleichungen der		Dynamik	
Geraden	DM 6.50	des Massenkörpers	DM 5.—
Gleichungen von Kreis, Ellipse		Einführung in die	
Hyperbel und Parabel	DM 8.50	Vektorenrechnung	DM 3.—

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht fasslicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. - 61 Darmstadt-Eberstadt



**Kugellager
und Rollenlager**

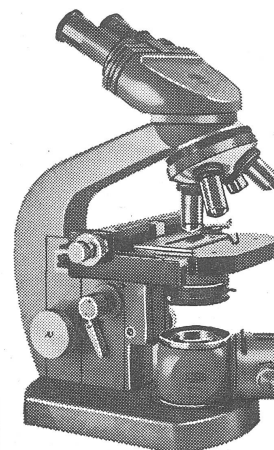
das Schweizer Präzisionsfabrikat
für den gesamten Fahrzeug- und
Maschinenbau

SRO Kugellager Verkaufsbüro Zürich

der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG
Telefon (051) 25 89 66
Nüscherstrasse 31

OLYMPUS «E»

**Hochleistungs-
Mikroskope**



Olympus fabriziert Mikroskope
seit 1919

Jedes Modell weitgehend aus-
baufähig.

Beste Referenzen und schwei-
zerisches Attest über Optik und
Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50
(Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.
Vorbildlicher Service in der
ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

LONZA



Organische technische Produkte	Reinst-Metalle
Organische Zwischenprodukte	Ferrolegierungen
Kunststoffe	Siliciummetall
Lösungsmittel	Siliciumcarbid
Stickstoffprodukte	Graphit
Stickstoff-Dünger	Kombinierte Dünger

LONZA AG BASEL